

## Rezensionen

ALEXANDER BEIDER (2015): *Origins of Yiddish Dialects*. Oxford: Oxford University Press. 648 pp. (Oxford Linguistics). € 171,99

Eine Monographie zum Ursprung des Jiddischen bzw. seiner Dialekte zu veröffentlichen, ist üblicherweise ein Stich ins sprichwörtliche Wespennest. Denn auch wenn Jiddisch vielleicht eine Sprache ohne *armey un flot* („Armee und Flotte“; WEINREICH 1945: 13) ist, so sind die unterschiedlichen Genesetheorien innerhalb der Jiddistik seit je her ein wild umkämpftes Terrain, auf dem sich auch nicht immer an den wissenschaftlichen Kodex gehalten wird, wofür der Artikel von UNGAR-SARGON (2014) klare Worte findet. Umso bemerkenswerter ist, dass es ALEXANDER BEIDER gelingt, sich diesem Diskurs nahezu vollständig zu entziehen. Darin liegt sowohl die Stärke als auch die Schwäche seines Opus magnum.

Im ersten Kapitel („Main concepts and classification“) stellt er detailliert seinen Ausgangspunkt und die von ihm herangezogenen wissenschaftlichen Arbeiten vor. Es wird nicht diskutiert, wieso welche Arbeiten bevorzugt behandelt werden und andere unter den Tisch fallen. Dies mag den Eindruck erwecken, dass er sich nur die Rosinen herauspicks, die gerade gut genug sind, seine Theorie zu stützen. Vor dem Hintergrund wie problembelastet Genesetheorien in der Jiddistik sind, steht dahinter aber wahrscheinlich auch eine diplomatische Entscheidung.

Die daran anschließenden Kapitel 2 bis 5 bilden das Herzstück der Arbeit. Hier werden einzelne (vor allem lexikalische und phonologische) Phänomene des Jiddischen auf deren Herkunft aus den einzelnen Komponenten Germanisch, Hebräisch, Romanisch und Slawisch aufgeführt. Kapitel 6 („Sound change and dialects“) widmet sich dann letzten Endes auf 50 Seiten den unterschiedlichen vokalistischen Entwicklungen in den jiddischen Dialekten. Ein knapp 80-seitiger Anhang beinhaltet neben einzelnen Notizen zu verwendeten Quellen vor allem längere apokryphische Ausführungen einzelner und durchaus relevanter Aspekte (wie zum Beispiel „Germans and German language in Poland“, „Origins of Ashkenazic Jewry“).

Der besondere Wert dieses Buches liegt darin, eine Zusammenschau einer großen Auswahl bereits existierender Arbeiten zu den einzelnen Phänomenen zu liefern. Doch der diplomatische und auf empirische Evidenz zu den klassischen Phänomenen aufbauende Ansatz täuscht. BEIDER geht über eine rein deskriptive Beschreibung klar hinaus. Dabei wählt er bewährte, an der Stammbaumtheorie orientierte Verfahren. Neuere Methoden (wie Distanzmatrixen, Clusteranalysen oder andere statistische Verfahren) finden keine Verwendung. Sein Szenario für den Ursprung des Jiddischen ist polygenetisch: Westjiddisch ist BEIDERS Erkenntnis nach im ostfränkischen Raum entstanden, während die ostjiddischen Varietäten im böhmischen Raum beeinflusst durch tschechische Varietäten im 14. und 15. Jahrhundert ihren Anfang nahmen, von wo aus spätere Siedlungsbewegungen ins polnische Sprachgebiet erfolgten.

Nordbairische bzw. im Westjiddischen ostfränkische Dialekte stehen demnach Pate für die germanische Komponente in den jiddischen Dialekten. Problematisch daran ist nicht nur die Vernachlässigung des Faktums, dass verlässliche Daten dieser deutschen Dialekte erst aus dem 19. Jahrhundert verfügbar sind, sondern auch der Umstand, dass diese Varietäten besonders stark durch Siedlungsbewegungen und Sprachkontakte geprägt wurden. Die Möglichkeit, dass die strukturelle Ähnlichkeit zwischen jiddischen und diesen deutschen Varietäten weniger für einen gemeinsamen geographischen Ausgangspunkt als für sich ähnelnde Ausgleichs- und Fusionsprozesse innerhalb des westgermanischen Dialektkontinuums und dessen Kontakt zum slawischen Sprachraum spräche, wird von BEIDER nicht in Erwägung gezogen.

In Anbetracht der sich selbst und das Vorankommen der Disziplin ausbremsenden Debatte um den Ursprung des Jiddischen fehlt meiner Meinung nach in BEIDERS Beitrag eine kritische Reflexion der generellen Fragestellung. Wozu ist eine geographische Lokalisierung historischer,

nahezu nicht belegter Varietäten überhaupt notwendig? Was ist der praktische Nutzen der Geneseforschung für die jiddistische Sprachwissenschaft? Und ist diese klassische Vorstellung von Sprachentstehung und -entwicklung überhaupt mit den Grundmechanismen jüdischer Sprachen und insbesondere des Jiddischen als eine überregionale Sprache vereinbar? Oder geht es vielleicht doch nur darum, einen physisch existenten Raum zu finden, der es erlaubt, dieser sich in mancherlei Hinsicht unüblich verhaltenden Sprache, analog zu den europäischen Nationalsprachen ein Territorium zu geben, was sie dem Verdacht entheben könnte, „nur“ eine Mischsprache oder ein Ethnolekt zu sein?

BEIDERS Arbeit ist ein wertvolles und in Zukunft unverzichtbares Nachschlagewerk zu diachronen und diatopischen Einzelphänomenen des Jiddischen und zur Frühgeschichte des aschkenasischen Judentums. Was aber die Genese des Jiddischen angeht, so schafft sie es nicht, die verfeindeten Lager zusammenzubringen, sondern sie liefert nur eine weitere Alternative zu der bereits formulierten Nullhypothese: „Keine einzige jiddische Mundart deckt sich mit einer bestimmten deutschen Ma. [Mundart L. S.], sondern das Jiddische ist ein Abklärungsergebnis für sich.“ (WEINREICH 1923: 69; Sperrung im Original).

#### LITERATUR

UNGAR-SARGON, BATYA (2014): The Mystery of the Origins of Yiddish Will Never Be Solved. How an academic field – marked by petty fighting, misguided ideological debates, and personal proximity to tragedy – doomed itself. In: Tablet Magazine. URL: <[www.tabletmag.com/jewish-arts-and-culture/books/176580/yiddishland](http://www.tabletmag.com/jewish-arts-and-culture/books/176580/yiddishland)> [veröffentlicht 23.06.2014].

WEINREICH, MAX (1923): Geschichte und gegenwärtiger Stand der jiddischen Sprachforschung. [Dissertation, Philipps-Universität Marburg].

WEINREICH, MAX (1945): „Der yivo un di problemen fun undzer tsayt“. In: Yivo-bleter 25 (1), 3–18.

Düsseldorf

LEA SCHÄFER

E-Mail-Adresse der Autorin: <[lea.schaefer@hhu.de](mailto:lea.schaefer@hhu.de)>

EKKEHARD FELDER (2016): Einführung in die Varietätenlinguistik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 176 S. (Germanistik kompakt). € 19,95

Fast zwanzig Jahre sind inzwischen vergangen, seitdem die letzte und bislang einzige (!) umfassende, für Germanisten geschriebene Einführung in die Linguistik der Sprachvariation erschienen ist: das aus dem Englischen übersetzte Buch von BARBOUR/STEVENSON (1998). Einschlägige Einführungen sind zwar vereinzelt auch in der Zwischenzeit verfasst worden. Diese sind aber erstens thematisch auf bestimmte Variationsaspekte beschränkt, etwa auf die areale (vergleiche SCHMIDT/HERRGEN 2011) oder die typologische (vergleiche ROELCKE 2011) Sprachvariation. Zweitens gehen ihre Ansprüche teilweise über die von klassischen Einführungen deutlich hinaus, indem sie weniger in etablierte Forschungspraxen einführen, als diese – besonders auch im Fall von SCHMIDT/HERRGEN (2011) – vielmehr erst begründen wollen. Eine aktuelle, systematische Einführung jenseits der Dialektologie war auch insofern höchst fällig, als die Erforschung der Sprachvariation in den vergangenen Jahrzehnten sowohl weltweit als auch innerhalb der germanistischen Linguistik zahlreiche neue Wege eingeschlagen und neue Erkenntnisse hervorgebracht hat. Viele von diesen gehören inzwischen schon zum Disziplinenkanon und es gilt sie daher an die zukünftigen Forschergenerationen zu vermitteln. Vor dem Hintergrund dieses Desiderats werde ich bei der Besprechung des Buches im Folgenden in erster Linie danach fragen, ob und inwieweit das Buch den Forschungsstand, die internationalen Forschungstrends und Schwerpunkte adäquat abbildet und vermittelt.

Zunächst muss festgehalten werden, dass FELDERs Buch die erste germanistische Einführung in die Thematik darstellt, in der es in erster Linie nicht um die Darstellung der Varietäten des Deutschen geht, sondern um die allgemeinen, sprachübergreifenden Grundlagen der Forschung. Zwar stammen die Daten und Beispiele weitgehend aus dem Deutschen und – leider – enthält auch das Literaturverzeichnis fast ausnahmslos deutschsprachige Titel, das Ziel des Buches ist aber nicht die zusammenfassende Darstellung einschlägiger Forschungsergebnisse zu den Varietäten des Deutschen, sondern vielmehr die Erarbeitung und Vorstellung eines prinzipiell sprachunabhängigen Modells zur Abgrenzung und Bestimmung von sprachlichen Varietäten.

Von seiner sprachtheoretischen Verankerung her fügt sich das von FELDER vorgeschlagene Beschreibungsmo- dell und somit das gesamte Buch in einen innerhalb der Germanistik und auch der Romanistik (nicht aber in der angelsächsischen Forschung) weit verbreiteten Forschungsrahmen (vergleiche AUER 2015: 393–395), der stark von COSERIUS Ansichten über die Architektur einer Gesamtsprache geprägt ist und allein schon dadurch in mehrfacher Hinsicht dem Strukturalismus nähersteht als etwa der Sprachtheorie der variationistischen Soziolinguistik (vergleiche auch AUER 2012). Im Rahmen dieser sogenannten Varietätenlinguistik wird die Heterogenität der Sprache aus der Vielfalt ihrer in sich homogenen Varietäten erklärt (vergleiche S. 87). Im Mittelpunkt der Beschreibung steht dementsprechend – in deutlichem Gegensatz zur variationistischen Soziolinguistik – der Begriff der „Varietät“, von dem SCHMIDT (2005: 62) zu Recht festgestellt hat, dass er bei einer solchen, homogenistischen Auslegung und aus einer soziolinguistischen Perspektive betrachtet lediglich eine „Vervielfältigung des Gegenstands in adäquaten“ darstellt.

Das Buch gliedert sich in sechs leserorientiert geschriebene Kapitel, die jeweils mit einschlägigen Aufgaben bzw. Fragen sowie einigen kommentierten, weiterführenden Literaturhinweisen enden. Das erste Kapitel ist der Reflexion epistemologischer und sprachtheoretischer Grundfragen gewidmet und bereits hier wird auch das von FELDER vorgeschlagene varietätenlinguistische Beschreibungsmo- dell in seinen Grundzügen vorgestellt, das im Späteren ausführlich behandelt wird. In diesem Kapitel grenzt FELDER die Varietätenlinguistik auch explizit von der Soziolinguistik ab, legt dieser Abgrenzung allerdings ein Verständnis von Soziolinguistik zugrunde, das am Wesen der Sache vorbeigeht und weder mit den „paradigmatischen“ sprachvariations- und sprachwandeltheoretischen Arbeiten der eigentlichen, LABOVianischen Soziolinguistik noch mit der in zahlreichen Interviews wiederholten diesbezüglichen Ansicht LABOVs im Einklang steht (vergleiche TAGLIAMONTE 2016). Davon unabhängig wird dem Leser spätestens ab diesem Punkt klar, dass FELDERs Sichtweise auf sprachliche Variation nicht der – international zweifelsfrei führenden – variationistischen Soziolinguistik folgt. Und im Einklang damit findet man im Literaturverzeichnis des Buches außer einer einzigen Ausnahme tatsächlich auch keine der grundlegenden variationistischen Arbeiten LABOVs, TRUDGILLS, PRESTONS, der MILROYS oder anderer, prominenter Vertreter der variationslinguistischen Grundlagenforschung. Das zweite Kapitel ist der Klärung zentraler varietätenlinguistischer Begriffe gewidmet. In Wirklichkeit werden hier aber neben einer ganzen Reihe von einschlägigen varietätenlinguistischen Begriffen und Distinktionen auch weitere, bis hin zur Text- und Gesprächslinguistik reichende Beschreibungskategorien eingeführt. Die Definitionen richten sich in aller Regel nach dem internationalen Mainstream. Die strukturalistische Fundierung des Buches hinterlässt allerdings trotz der Thematisierung genuin soziologischer und soziolinguistischer Begriffe und Fragen auch in diesem Kapitel ihre Spuren. Zum Beispiel in Form der Bemühung, den Varietätenbegriff innerhalb der SAUSSURE'schen Langue-Parole-Dichotomie zu verorten (S. 50), oder auch in der Definition der „Standardvarietät“. Diese wird von FELDER als eine weder regional noch sozial markierte, auf ihrer Oberfläche den kodifizierten Regeln entsprechende Varietät definiert (S. 25) – die zwangsläufige und bedauernswerte Konsequenz einer homogenistischen Varietätendefinition, deren Gegenstands inadäquatheit und deren soziale Gefahren und Folgen entweder übersehen oder bewusst ausgeblendet, jedenfalls nicht reflektiert werden. Im dritten Kapitel werden dann die Bausteine des Vier-Dimensionen-Modells vorgestellt, expliziert und mit Hilfe von gelungenen Beispielen erläutert, das eine exakte Varianten- bzw. Varietätenbestimmung ermöglichen soll. Diese vier wären (a) die kommunikative Reichweite der Ausdrücke, (b) die funktionale Reichweite der Semantik/Inhalte, (c) die Medialität der Zeichen(typen) sowie (d) die Perspektive der historischen Zeitstufen. Mithilfe dieser

Kriterien sollen Varietäten – im Falle der entsprechenden Verdichtung von Varianten – nach dem Muster (c) *geschriebene* (a) *dialektale* (b) *Alltagssprache* (d) *des Neuhochdeutschen* bestimmt und abgegrenzt werden können. In Kapitel 4 werden unter der Kapitelüberschrift „Innersprachliche Varietäten-Merkmale“ die vier Dimensionen weiter expliziert und problematisiert, durchaus auch in ihren außersprachlichen (sozialen und funktionalen) Zusammenhängen. Kapitel 5 ist ausdrücklich den außersprachlichen Varietäten-Merkmalen gewidmet. Hier werden die in den vorangehenden Kapiteln ermittelten und vorgestellten innersprachlichen Varietäten-Merkmale mit außersprachlichen (regionalen, sozialen, situativen) in Beziehung gesetzt. Im letzten Kapitel werden dann weitere Präzisierungen von einschlägigen Begriffen und Termini vorgenommen und im Rahmen einer epistemologischen Metareflexion werden Stärken und Schwächen des vorgestellten Modells diskutiert. Das Buch schließt mit einem Glossar, das allerdings nur einen Bruchteil der verwendeten Begriffe enthält, dem Verzeichnis der zitierten Literatur und einem ausführlichen Sachregister.

Als Gesamteindruck kann festgehalten werden, dass FELDER eine informative und ausgereifte Einführung vorgelegt hat. Das Buch zeichnet sich nicht nur durch seinen um Leserefreundlichkeit bemühten Schreibduktus, sondern auch durch seine metawissenschaftliche Selbstreflexivität aus. Sein Aufbau ist eher zyklisch als linear und auch im Zusammenhang damit eher redundant als komprimierend. Mehrfach werden die gleichen Inhalte aufgegriffen und Aussagen wiederholt. Beispielsweise rechtfertigt sich FELDER, teilweise sich fast wörtlich wiederholend, gleich dreimal für die Tatsache, dass die Varietätenlinguistik trotz der faktischen Heterogenität natürlicher Sprachen mit Homogenitätsannahmen operiert (vergleiche S. 78, S. 87–88, S. 152–153). Problematisch wird es besonders auch deswegen, weil er dies als eine wissenschaftsmethodologische Notwendigkeit darstellt, indem er behauptet, die Varietätenlinguistik müsse mit Homogenitätsannahmen arbeiten, um die Heterogenität als geordnet erklären zu können (S. 87). Dabei ist dies keineswegs eine Notwendigkeit, einfach nur ein lieb gewonnenes strukturalistisches Erbe, das von der LABOVIANISCHEN variationistischen Soziolinguistik bereits vor Jahrzehnten nicht nur in Frage gestellt (vergleiche WEINREICH/LABOV/HERZOG 1968), sondern auch überwunden wurde (vergleiche MAITZ 2010: 62–64). Es kann daher nur bedauert, nicht aber dem Autor vorgeworfen werden, dass es auch bei dieser Einführung versäumt wurde, an die internationale variationistische Soziolinguistik anzuknüpfen. Und schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass der von FELDER vorgestellte Ansatz nicht nur homogenistisch, sondern daneben auch noch monolinguisch geprägt ist: Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit als Motoren der Sprachvariation werden weitgehend ausgeklammert. Die Konsequenz davon ist, dass Kontaktvarietäten wie (Multi-) Ethnolekte, *mixed languages*, Pidgins oder Kreols im vorgeschlagenen Vier-Dimensionen-Modell nicht distinktiv und widerspruchsfrei beschrieben und untergebracht werden können.

Davon abgesehen gibt das Buch allen, denen es um die Abgrenzung und Bestimmung von Varietäten geht, ein insgesamt gesehen brauchbares und nützliches Instrumentarium in die Hand. Mehr vermag es aber kaum zu bieten, sein Anspruch und dementsprechend auch seine Leistung gehen über die Vermittlung eines Handwerkszeugs zur Erarbeitung einer baren Varietätentaxonomie nicht hinaus. Es fehlt dem Buch und auch dem vorgestellten Ansatz weitgehend an explanativer Kraft. Das ist aber nur der eine Grund, warum das Buch kaum in der Lage sein dürfte, an Erklärungen interessierte Leser für die Erforschung sprachlicher Variation zu begeistern. Der andere ist, dass es dadurch, dass es sich von der dezidiert explanativ bzw. interpretativ orientierten, variationistischen Soziolinguistik distanzieret, die meisten und spannendsten Modelle und Ergebnisse, die die internationale Forschung zur Sprachvariation weltweit erarbeitet hat, von vornherein ausblendet. Insofern kann das Buch auch nicht in der Lage sein, seinen Lesern zu einem Anschluss an die internationalen Forschungstrends zu verhelfen. Auch die kommentierten Literaturempfehlungen am Ende der Kapitel führen die Leser in der Regel nur zu anderen deutschsprachigen Einführungen zu unterschiedlichen, mehr oder weniger eng verwandten Themengebieten weiter. Nicht zuletzt arbeitet FELDER mit Termini wie „Subsprache“, „Standardlekt“ und Ähnlichem, die im internationalen und teilweise sogar selbst im germanistischen Forschungskontext eher unüblich und auch unnötig sind.

Die Erarbeitung einer Varietätentaxonomie, die diese Einführung zum inhaltlichen Kern hat, kann nicht das Ziel, höchstens ein Arbeitsschritt bzw. ein Instrument bei der Erforschung innersprachlicher Vielfalt sein. Deswegen und aus den vorhin genannten Gründen ist das Buch aus meiner Sicht von vornherein ungeeignet, seine Leser an aktuelle Fragestellungen, Forschungstrends und -ergebnisse heranzuführen. Durch die weitgehende Ausblendung der modernen, internationalen variationstheoretischen Fachliteratur trägt es vielmehr sogar auch selbst zur Verfestigung der leider nicht unerheblichen sprachtheoretischen und methodologischen Distanz zwischen der germanistischen und der internationalen Forschung bei. Aus diesem Grund wird das Buch – trotz seiner oben gewürdigten Stärken – dem Fach nur eingeschränkt seine Dienste erweisen können.

## LITERATUR

- AUER, PETER (2012): Sprachliche Heterogenität im Deutschen. Linguistik zwischen Variation, Varietäten und Stil. In: FRANCESCHINI, RITA/CHRISTIAN SCHWARZ (Hg.): *Verschwommene Dialekte*. Stuttgart/Weimar: Metzler (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Heft 166), 7–28.
- AUER, PETER (2015): Die Geschichte der germanistischen Soziolinguistik in Deutschland: eine Skizze. In: EICHINGER, LUDWIG M. (Hg.): *Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven*. Berlin [u. a.]: De Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2014), 379–412.
- BARBOUR, STEPHEN/PATRICK STEVENSON (1998): *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin/New York: De Gruyter.
- MAITZ, PÉTER (2010): Sprachvariation zwischen Alltagswahrnehmung und linguistischer Bewertung. Sprachtheoretische und wissenschaftsmethodologische Überlegungen zur Erforschung sprachlicher Variation. In: GILLES, PETER/JOACHIM SCHARLOTH/EVELYN ZIEGLER (Hg.): *Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation*. Festschrift für Klaus J. Mattheier zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M.: Lang (VarioLingua. 37), 59–80.
- ROELCKE, THORSTEN (2011): *Typologische Variation im Deutschen. Grundlagen – Modelle – Tendenzen*. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik. 48).
- SCHMIDT, JURGEN ERICH (2005): Versuch zum Varietätenbegriff. In: LENZ, ALEXANDRA N./KLAUS J. MATTHEIER (Hg.): *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt a. M.: Lang (VarioLingua. 23), 61–74.
- SCHMIDT, JURGEN ERICH/JOACHIM HERRGEN (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung*. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik. 49).
- TAGLIAMONTE, SALI A. (2016): *Making Waves. The Story of Variationist Sociolinguistics*. Malden/Oxford: Wiley-Blackwell.
- WEINREICH, URIEL/WILLIAM LABOV/MARVIN I. HERZOG (1968): *Empirical Foundations for a Theory of Language Change*. In: LEHMANN, WINFRED P./YAKOV MALKIEL (Hg.): *Directions for Historical Linguistics: A Symposium*. Austin: University of Texas Press, 95–195.

Augsburg

PÉTER MAITZ

E-Mail-Adresse des Autors: &lt;peter.maitz@philhist.uni-augsburg.de&gt;

MARLIES KOCH (2016): *Geschichte der gesprochenen Sprache von Bayerisch-Schwaben. Phonologische Untersuchungen mittels diatopisch orientierter Rekonstruktion*. Stuttgart: Steiner. 521 S., 137 Ktn. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 164). € 79,-

Die Rekonstruktion der dialektalen Lautentwicklungen, vornehmlich des Vokalismus, war schon immer ein Anliegen der Dialektologie. Sie zielt in erster Linie auf die Gewinnung einer Datierung der Lautwandlungen im Dialekt und darüber hinaus auch auf die allgemeine deutsche Sprachgeschichte. Für letztere sind die dialektalen Lautwandlungen und ihre Datierungen insofern interessant, als sich der Lautwandel zuerst in der gesprochenen Sprache vollzieht, ehe er, wenn überhaupt, erst allmählich in die Schriftlichkeit Eingang findet.

Zur Datierung des dialektalen Lautwandels werden dreierlei Methoden angewandt. Hauptsächlich wird dafür die schriftliche Überlieferung herangezogen, wobei erstes Auftreten als phonetische Direktanzeigen oder bei Phonemzusammenfall hyperkorrekte Schreibungen erste Anzeichen liefern. Weiters hat die „klassische“ Dialektgeographie Marburger Prägung versucht, aus den Verbreitungsgebieten und Grenzen von Lauterscheinungen mit Hilfe der Territorial-, Kirchen- und Verkehrsgeschichte und daraus resultierenden Grenzen zeitliche Rückschlüsse auf die Lautverhältnisse als Übernahmen und Ausbreitungen zu gewinnen. Schließlich rekonstruiert als dritte und jüngste Methode die diachrone Phonologie die systeminternen Entwicklungsabfolgen einerseits mit den Prinzipien von Schub und Sog und andererseits unter Einbeziehung der dialektgeographischen Verbreitungen der miteinander verwandten verschiedenen Lauterscheinungen besonders im Zentrum und an den Peripherien.

Im Hinblick auf ihre eigene Vorgangsweise lehnt die Autorin die Einbeziehung der schriftlichen Überlieferung mit dem sprachsoziologischen Argument ab, dass diese im Mittelalter und in der frühen Neuzeit auf die Minderheit der Höhergebildeten wie der Mönche, Scholaren, Kaufleute, Stadtschreiber usw. zurückgehe, aber nicht die vorherrschende mündliche Sprache der Bauern und Handwerker als der schreibunkundigen Bevölkerungsmehrheit abbilde. Vielmehr können nur die heutigen gesprochenen Dialekte der Landbevölkerung als genuine Entwicklungsergebnisse mit Hilfe von Rekonstruktion sprachhistorische Aussagen liefern. So nimmt sie methodisch und wissenschaftsgeschichtlich nur die Indogermanistik und ihre Lautrekonstruktionen in den Blick. Die dialektale diachrone Phonologie streift sie nur insofern, als sie meine diesbezügliche Vokalstudie im Grenzbereich von Mittellalemannisch und Schwäbisch hervorhebt (WIESINGER 2005a), ihr aber vorwirft, dass sie die innersprachliche Rekonstruktion von der Dialektgeographie trotz des Ineinandergreifens beider trenne, weswegen sie für sich die diesbezügliche, beides einschließende aussagekräftige Bezeichnung „diatopisch orientierte Rekonstruktion“ wählt. Darin aber missversteht sie mich zu ihrem eigenen Vorteil, denn gerade die Einbeziehung der geographisch unterschiedlichen Lautverhältnisse mit jüngeren Entwicklungsstufen im Zentrum und bewahrten älteren an der Peripherie bildet einen grundlegenden Faktor der Rekonstruktionsmethodik. Ihn hat der nicht erwähnte WILLIAM G. MOULTON (1960) in seiner wegweisenden Studie „The Short Vowel Systems of Northern Switzerland“ eingebracht. Was ich aber abgelehnt habe, sind vielmehr die nicht greifenden Versuche der „klassischen“ Dialektgeographie, die Lautverhältnisse und Lautgrenzen des behandelten Gebietes mit Hilfe der Geschichte der Territorien und ihrer Grenzen zu begründen. So ist also KOCHS methodisches Vorgehen keineswegs neu, wohl aber auf der Grundlage des „Sprachatlasses von Bayerisch-Schwaben“ (SBS) seine Anwendung auf die dort aufgenommenen Dialekte mit Schwäbisch, dem schwäbisch-bairischen Übergangsgebiet am Lechraim sowie einem kleinen mittelbairischen Gebiet östlich des Ammersees und einem nordbairischen an der Altmühl im Nordosten. Jedoch gerade für den Lechraim und das ebenfalls zum Übergangsgebiet gehörende südlich anschließende Westtirol fehlt es nicht an Erklärungen mit Hilfe der unterschiedlichen Geschichtsabläufe von der Besiedlung im 6./7. Jahrhundert an.

Der erste Teil des Buches widmet sich der dialektgeographischen Beschreibung ausgewählter vokalischer Erscheinungen und der diachronen strukturellen Rekonstruktion ihrer Entwicklungen. Obwohl Rekonstruktionen im Allgemeinen von den Normalpositionen vor Plosiven und Frikativen ausgehen, wählt KOCH die davon abweichenden Sonderpositionen vor Nasalen und vor Liquiden. Gerade vor *n* + *Frikativ* wie in *Gans*, *Gänse*, *Ranft*, *Ränflein*, *Gespenst*, *Fenster*, *Zins*, *Brunst*, *brünsteln*, *Wunsch*, *wünschen*, *fünf* aber herrschen, obwohl früher ein gesamtalemannisches Merkmal, heute wortweise unterschiedliche Verbreitungen, indem zwar großteils der Nasal mit oder ohne Nasalierung des gedehnten Vokals schwindet und der lange Monophthong im Süden weitgehend erhalten bleibt und im Norden diphthongiert wird, wobei jedoch nur gebietsweise Zusammenfall mit den ursprünglichen Langvokalen erfolgt („Staub’sches Gesetz“). So finden sich im alemannischen Gesamttraum zum Beispiel für *Gans* die Lautungen *gã̃s*, *gõ̃s*, *gõ̃s*, *gõ̃s*, *gã̃s*, *gã̃s*. Bereits KARL BOHNENBERGER (1927/28) hat sich mit den Phänomenen ausführlich auseinandergesetzt. Er kam zum Ergebnis, dass im unteren höchstalemannischen Wallis die Dehnung erst nach 1200 eingetreten sein kann, weil in den erst ab diesem Zeitpunkt entstandenen ennetbirgischen Walsersiedlungen die Lautfolgen unverändert erhalten sind. Da aber die Walser

erst im 9. Jahrhundert aus dem Berner Oberland eingezogen sind, kann der Nasalschwund im Berner Raum frühestens ab dem 10. Jahrhundert erfolgt sein. Andererseits wurde in der nord-westlichen Schweiz mhd. *i – u – ü* vor Nasal + Frikativ bei Nasalschwund und Vokaldehnung gemeinsam mit mhd. *î – û – iu* im Hiatus diphthongiert, während im Schwäbischen allgemeine Diphthongierung der alten und der neuen Monophthonge gilt. Der Nasalschwund muss daher vor der Hiatusdiphthongierung eingetreten sein. Nimmt man Ausbreitung vom Norden aus an, so hat man im Niederalemannischen am Oberrhein und im Schwäbischen mit früherer Entstehung als im Süden zu rechnen, doch lässt BOHNENBERGER den Zeitpunkt offen. Erste schriftliche Belege werden für den Nasalschwund ab 1200 registriert. Unerklärt aber bleiben die unterschiedlichen Verbreitungen der einzelnen Beispiele unter gleichen Bedingungen besonders im Norden. Wahrscheinlich wurden zu verschiedenen Zeiten wieder Formen mit Nasalen eingeführt, wie dies angesichts von Reliklautungen und schriftlicher Überlieferung des 13./14. Jahrhunderts im Niederalemannischen des Elsass und Badens unter fränkischem Einfluss geschehen ist, und erfolgte dann teilweise neuerlicher Nasalschwund mit Vokaldehnung.

Angesichts dieser Verhältnisse mit unterschiedlichen Verbreitungen von Nasalschwund und Vokalqualitäten, wie sie für das Gebiet des SBS die Karten 37–46 ausweisen, erscheint es höchst problematisch, aus dem Nebeneinander von *gāēs* ‘Gänse’ und *fēāstār* ‘Fenster’ im Ulmer Raum unterschiedliche genuine Entwicklungen seit frühalthochdeutscher Zeit zu rekonstruieren. KOCH nimmt nämlich an, dass in beiden Wörtern althochdeutscher Primärumlaut vorläge und in einem 1. Schritt frühahd. *\*gansi* zunächst Nasalschwund zu *\*gāsi* erfuhr und dann im 2. Schritt zu *\*gāsi* umgelautet wurde, während frühahd. *\*fēnstira* mit offenem *e* zur selben Zeit nur zu *\*fenstira* mit geschlossenem *e* gehoben wurde. So konnte dann im 3. Schritt abgeschwächtes *\*gāse* zu *gāēse* steigend diphthongiert werden und *\*fenstir* erst jetzt Nasalschwund zu *\*fēster* erfahren, ehe es in einem 4. Schritt schließlich zu *fēāster* fallend diphthongiert wurde. Bezüglich der absoluten Chronologie geht KOCH in ungefährer Übereinstimmung mit der historischen Grammatik vom Eintritt des *i*-Umlauts Ende 7./Anfang 8. Jahrhundert aus und möchte daher den ihrer Meinung nach davor erfolgten Nasalschwund ein Jahrhundert früher Ende 6./Anfang 7. Jahrhundert ansetzen. Diese Rekonstruktion ist nicht nur dadurch problematisch, dass einer Gruppe ein Einzelwort gegenübergestellt wird, sondern weil KOCH nicht berücksichtigt, dass der fallende Diphthong *ēā* in *Fenster* der Normalentwicklung von mhd. *ē* zu *ea* wie in *ēassā* ‘essen’, *trēaffā* ‘treffen’ bzw. *ēā* vor Nasalen wie in *nēāmā* ‘nehmen’, *tsēāntnār* ‘Zentner’ entspricht. Damit aber liegt *Fenster* nicht ahd. *fenstir* mit Primärumlaut, sondern ahd. *fēnstar* mit erhaltenem offenem *e/ē* zugrunde wie es auch im Althochdeutschen belegt ist (Ahd. Wb. III: Sp. 736–737; SCHÜTZZEICHEL 2004, Bd. III: 116). So fällt der angestrebte Nachweis, dass der Nasalschwund vor dem *i*-Umlaut bereits in frühalthochdeutscher Zeit eingetreten sei.

Überhaupt steckt KOCH den zeitlichen Rahmen der dialektalen Vokalentwicklungen sehr früh zwischen dem angeblichen Nasalschwund Ende 6./Anfang 7. Jahrhundert und der bairischen steigenden Diphthongierung von kurzem und gedehntem mhd. *e* (und auch *o – ö*) zu *ei* (*– ou*) spätestens Anfang des 12. Jahrhunderts ab. Zusätzlich nimmt sie noch an, dass der mündliche Beginn der Diphthongierungen der Langvokale davor liegt und im 11. Jahrhundert angefangen hat. Dabei knüpft sie ans Bairische an, wo die sogenannte „nhd. Diphthongierung“ von mhd. *î – û – iu*, wie neuerdings gezeigt werden kann, mit ersten schriftlichen Belegen um 1120 einsetzt (REIFFENSTEIN 2000). KOCHS Hauptargument aber ist die östlich des Lechs auftretende reliktartige bairische steigende Diphthongierung der mittleren kurzen und gedehnten mittelhochdeutschen Kurzvokale. Zwar begegnen nach EBERHARD KRANZMAYER (1956: § 4b2) vereinzelte urkundliche Schreibungen in Südtirol und im Burgenland erst bald nach 1300, aber KOCH rechnet in Verbindung mit der mitteldeutschen Konsonantenschwächung des 12. Jahrhunderts als Voraussetzung für die Vokaldehnungen vor Lenes und dem Bestehen der mittelbairischen Quantitätenverhältnisse um 1220, dass die Diphthongierung der mittleren Kurzvokale, weil sie die Diphthongierung der Langvokale voraussetzt, spätestens Anfang des 12. Jahrhunderts erfolgt sein müsse. Damit schließt sie zwar an die kurzen Angaben der „Mittelhochdeutschen Grammatik“ (PAUL 2007: § L 73, E 27,3) an, doch gestalten sich die Verhältnisse nach der nicht eingesehenen bairischen Spezialliteratur wesentlich komplizierter. Schon KRANZMAYER (1956: E 33, § 27h, 34a2, 34k)

hat darauf hingewiesen, dass die mittel- und nordbairische Konsonantenschwächung von der binnendeutschen verschieden ist und dass die Regulierung der vokalischen Quantitätenverhältnisse einen spezifischen Verlauf nimmt. Ihre Systematisierung und phasenweise Abfolge in dialektgeographischer Spiegelung legt WIESINGER (1983: 1094–1099) dar. Wenn der Beginn der Wandlungen durchaus im 12. Jahrhundert liegt, so zeigen auch die Reimverhältnisse der mittelhochdeutschen Dichter eine zeitlich gestufte Abfolge. Während um 1200 REINMAR VON HAGENAU und das Nibelungenlied nur die Einsilber vor Nasalen und Liquiden dehnen wie *lân* : *an* und *hâr* : *gar*, begegnen Dehnungen in offener Silbe erst um 1230/40 bei HEINRICH VON DEM TÜRLIN wie *gnâden* : *überladen*, *gestaten* : *tâten* (WIESINGER 1991: 69–75). RUDOLF FREUDENBERG (1974) rechnet anhand seiner Untersuchungen, dass die mittelbairischen Neuerungen seit dem 12. Jahrhundert den hier behandelten westlichen Grenzbereich gegen den Lech erst allmählich oder gar nicht erreicht haben.

Als weitere Sonderentwicklung wird die Velarisierung von mhd. *i*, *ü*, *e*, *ö*, *ë*, *ä* vor Liquid + Konsonant behandelt, die als zentralisierte Vokale auftreten. Leider mangelt es hier wie auch im Weiteren an Anschaulichkeit durch das Fehlen von Beispielen. Das können auch die Karten mit der Angabe der Beispielauswahl im SBS und der bloßen Vokalwiedergabe in farblich differenzierter summierender Weise je nach Vorkommen nicht wettmachen.

Erst mit den Kapiteln über die Diphthongierung der mittleren Kurzvokale im Teilraum östlich des Lechs und den Entwicklungen von mhd. *â*, *ei*, *ou* und *ie*, *uo* werden Entwicklungen in Normalpositionen behandelt. Dabei wäre es vorteilhaft, sich des phonologisch orientierten Reihenprinzips und der Reihenschrittentwicklungen zu bedienen (KRANZMAYER 1956; WIESINGER 1970, 1982), worauf aber verzichtet wird. Ohne auf Details eingehen zu können, zeigt sich, dass im schwäbisch-bairischen Mischgebiet am Lechrain einzelne Entwicklungen nicht genuin verlaufen sind, sondern dass Übernahmen von der einen oder der anderen Seite erfolgt sind. Überhaupt differieren im Ostschwäbischen gegenüber dem Zentralschwäbischen die Entwicklungen von mhd. *â* und mhd. *ê* – *ô* – *oe*. Während zentralschwäbisch sich mhd. *â* mhd. *ô* anschließt und die Reihe zu *aj* – *ay* steigend diphthongiert wird, erfolgt im Ostschwäbischen zwar steigende Diphthongierung von mhd. *â* zu *ay*, aber die Reihe wird fallend zu *ɛa* – *ɔa* diphthongiert. Zu deren Herkunft macht sich KOCH keine Gedanken. HUGO STEGER (1984: 80–86) denkt an mögliche Zusammenhänge mit dem Unterostfränkisch-Würzburgischen, wo dieselben fallenden Diphthonge gelten, denn auf der Iller-Lech-Platte lässt sich vom 7. bis endenden 10. Jahrhundert eine anwachsende Siedeltätigkeit beobachten, wobei diese Neusiedlung mit fränkischer Beteiligung die Grundlage dafür gelegt haben könnte.

Wenn in der Nordostecke des Untersuchungsgebietes um die Altmühl nordbairische Verhältnisse mit gleichen offenen oder geschlossenen Diphthongen sowohl für mhd. *ê* – *ô* + *â* – *oe* als auch mhd. *ie* – *uo* – *üe* gelten, so ist dieser Reihenzusammenfall jung. Beide Reihen werden nämlich im nordbairischen Zentralgebiet als offenes *ei* – *ou* und geschlossenes *ei* – *ou* getrennt. Ja mhd. *â* bildete ursprünglich als überoffener steigender Diphthong *äy* ein selbständiges Phonem, wie es sich relikthaft noch in einigen Gegenden findet und historisch für das 19. Jahrhundert nachgewiesen ist (WIESINGER 1970, Bd. 1: 238–239, 316–318; Bd. 2: 18–19, 27–28; 2005b). Es erfolgten also steigende Diphthongierungen von überoffenem *ä* für mhd. *â* und offenem *ê* – *ō* für mhd. *ê* – *ô* – *oe*. Dagegen wurden die fallenden Diphthonge für mhd. *ie* – *uo* – *üe* als *ia* – *ua* zunächst zu *ī* – *ū* monophthongiert und erst diese zu geschlossenem *ei* – *ou* steigend diphthongiert. Die vom Schriftbild ausgehende Bezeichnung als „gestürzte Diphthonge“ ist hinsichtlich des hier geforderten phonetischen Entwicklungsprozesses also unangebracht.

Im letzten dialektgeographischen Kapitel werden die verschiedenen *e*-Laute behandelt. Zwar lassen sich die Normalvertretungen durchaus bestimmen, aber es gibt hier eine Menge von Abweichungen, die meist auf umgangssprachliche Einflüsse zurückgehen. Wie in allen Kapiteln werden die Entwicklungen in Tabellen dargestellt, aber ihre Schrift ist so klein, dass sie mit freiem Auge und bei teilweiser noch grauer Unterlegung – hier überhaupt auf grauem Untergrund – kaum lesbar sind.

Über die ausgewählten Erscheinungen und ihre Diachronie hinaus kommt es abschließend zu keiner Darstellung der Systementwicklungen des Vokalismus. Das dürfte in diesem Raum mit

nicht weniger als 13 unterschiedlichen kleinen Dialektgebieten ohnehin schwierig sein. Überhaupt wirkt der Versuch einer Darstellung der Diachronie des Vokalismus als genuine Entwicklungen seit der Frühzeit in einem Randbereich des Schwäbischen mit den Übergängen zum Mittelbairischen am Lechrain und zum Nordbairischen um die Altmühl insgesamt wenig überzeugend, zumal hier mit zeitlich wechselnden westlichen schwäbischen und östlichen bairischen Überlagerungen zu rechnen ist, wie sie die bisherige dialektgeographische Forschung für den Lechrain auch aufgezeigt hat. Sie lassen die hier angenommenen Entwicklungskontinuitäten nicht zu.

Wie der dialektgeographisch-diachrone erste Teil knüpft auch der zweite Teil „Mathematisch ermittelte Stammbäume zu den Dialekten von Bayerisch-Schwaben“ an eine auf das Indogermanische angewandte Methode an, was völlig neu ist. Hier soll mit Hilfe des aus der Biologie stammenden und auf das Indogermanische übertragenen mathematischen Programms „TraitLab“ in der Version von 2008 berechnet werden, wann sich in der Sprachentwicklung als chronologischer Ablauf von einem bestehenden Sprachzweig durch Eintritt von bestimmten Wandlungen ein neuer Sprachzweig abgespalten hat. In mehreren Arbeiten von 2003–2006 wandten GEOFF K. NICHOLLS, RUSSEL G. GRAY und QUENTIN D. ATKINSON einen zur Berechnung phylogenetischer Stammbäume in der Biologie dienenden stochastischen Algorithmus in einer von NICHOLLS adaptierten speziellen Form auf das Indogermanische an, um die Entstehung der einzelnen indogermanischen Sprachen zu datieren. Dabei gingen sie von der bloß von einem Teil der Indogermanisten angenommenen These aus, das Indogermanische sei die Sprache einer Ackerbaukultur im kleinasiatischen Anatolien gewesen und habe sich von dort ausgebreitet und in zeitlich festlegbare Sprachfamilien geteilt. KOCH überträgt nun diese Berechnungsmethode auf die Dialekte des SBS unter der Annahme, dass eine der Stammbaumtheorie AUGUST SCHLEICHERS entsprechende kontinuierliche genuine Dialektentwicklung vom Frühalthochdeutschen bis zur Gegenwart erfolgt sei. Dann lassen sich nun auf der Grundlage der im ersten Teil ermittelten relativen Lautchronologien und den dadurch entstandenen dialektalen Teilgebieten die absoluten Chronologien berechnen und der jeweilige Lautwandel datieren bzw. die dort bereits genannten absoluten Datierungen auf ihre Richtigkeit mathematisch überprüfen. KOCH hat sich dieses komplizierte mathematische Verfahren in persönlichen Gesprächen mit NICHOLLS angeeignet und führt Modellannahmen, Arbeitsweise, mögliche Fehlerquellen und Kontrollverfahren ausführlich vor, was hier nicht näher behandelt werden kann. Grundlage ist eine binäre Vorgangsweise, indem ein bestimmtes Merkmal = *trait* vorhanden ist (1) oder nicht (0), was die mathematische Darstellung von Sprache erlaubt. Ebenso wesentlich ist die Festlegung des Beginnes der erstrebten Chronologien, die hier mit 500–800 festgesetzt wird. Da für die Berechnungen größere Datenmengen benötigt werden, erfolgt auch die Einbeziehung der weiteren Bände des SBS, so dass auch Datierungen für den Konsonantismus, die Morphologie, Syntax und Lexik zustande kommen. Dadurch stehen 1813 Vollkarten = 9198 Merkmale zur Verfügung. Störend wirken sich dabei sogenannte *Singletons* aus, das sind zum Beispiel in der Lexik Einzelwörter, die sowohl nur einmal belegte echte Dialektwörter als auch Standardbezeichnungen sein können. Insgesamt liegt ihr Vorkommen bei geringen Unterschieden auf den einzelnen sprachlichen Ebenen um 25%, was sich aber auf die Berechnungen bei ohnehin schwankenden zeitlichen Bandbreiten nicht auswirkt. Als ein Beispiel für die sich ergebenden Trennungszeiten und die Schwankungsbreiten seien die mittleren Berechnungsergebnisse für Schwaben, Baiern mit und Baiern ohne das Übergangsgebiet des Lechrains genannt (S. 226). Bei einer Wurzelzeit von 620 n. Chr. als Ausgangszeit beginnt die Abspaltung von Schwaben in der Lexik 688 ( $\pm 31$ ), in der Phonologie 890 ( $\pm 49$ ) und in der Morphosyntax 867 ( $\pm 47$ ), was für die sprachliche Gesamtheit den Mittelwert 810 ( $\pm 100$ ) ergibt. Für Baiern mit dem Lechrain lauten die Zeiten 800 ( $\pm 35$ ) – 735 ( $\pm 54$ ) – 958 ( $\pm 139$ ) und für die sprachliche Gesamtheit als Mittelwert 812 ( $\pm 116$ ). Nimmt man Baiern ohne den Lechrain, so liegen die Abspaltungen wesentlich später: 938 ( $\pm 13$ ) – 1019 ( $\pm 48$ ) – 1100 (0) und als Mittelwert 1007 ( $\pm 64$ ). Solche Berechnungsergebnisse hängen wohl von den Eingaben ab und erwecken wenig Vertrauen. Betrachtet man nämlich im Detail zum Beispiel die Berechnungen für die Langvokale, dann lautet die Wurzelzeit 600 und der Beginn für Schwaben 900 und für Baiern ohne den Lechrain 1000, aber mit dem Lechrain 675. So erhebt sich hier die Frage, wieso die Abspaltung des schwäbisch-bairischen Mischgebietes am Lechrain

gegenüber Schwaben um 125 Jahre und gegenüber Baiern um 225 Jahre früher liegen soll als der selbständige Entwicklungsbeginn der Ausgangslandschaften. Das wird, allerdings wie fast durchgängig ohne Beispiele, damit zu begründen versucht, dass sich am Lechrain eigenständige Sonderformen ergeben haben. Sie müssten dann bereits zu Beginn der Sprachentwicklung dieses Gebietes in größerer Menge entstanden sein, was nicht überzeugend ist.

Insgesamt erweist sich die Arbeit trotz einer Reihe von Erkenntnissen als problematisch.

#### LITERATUR

- Ahd. Wb. = GROSSE, RUDOLF (Hg.) (1971–1985): Althochdeutsches Wörterbuch. Band III: E und F. Berlin: Akademie.
- BOHNENBERGER, KARL (1927/28): Über *n* vor Reibelaut im Alemannischen mit einem Anhang über *nk*. In: *Teuthonista* 4 (1), 13–31.
- FREUDENBERG, RUDOLF (1974): Der alemannisch-bairische Grenzbereich in Diachronie und Synchronie. Studien zur oberdeutschen Sprachgeographie. Marburg: Elwert (Deutsche Dialektgeographie. 72).
- KRANZMAYER, EBERHARD (1956): Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien: Böhlau.
- MOULTON, WILLIAM G. (1960): The Short Vowel Systems of Northern Switzerland. A Study in Structural Dialectology. In: *Word* 16 (2), 155–182.
- PAUL, HERMANN (2007): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 25. Auflage. Neu bearbeitet von THOMAS KLEIN, HANS-JOACHIM SOLMS und KLAUS-PETER WEGERA. Mit einer Syntax von INGEBORG SCHÖBLER, neu bearbeitet und erweitert von HEINZ-PETER PRELL. Tübingen: Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A: Hauptreihe).
- REIFFENSTEIN, INGO (2000): Die Anfänge der neuhochdeutschen Diphthongierung im Bairischen. In: POHL, HEINZ DIETER (Hg.): *Sprache und Name in Mitteleuropa. Beiträge zur Namenkunde, Dialektologie und Sprachinselforschung*. Festschrift für Maria Hornung. Wien: Praesens (Österreichische Namenforschung. Beiheft. 1), 325–333.
- SBS = KÖNIG, WERNER (Hg.) (1997–2005): *Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben*. 13 Bände. Heidelberg: Winter (Bayerischer Sprachatlas. Regionalteil 1).
- SCHÜTZZEICHEL, RUDOLF (2004): *Althochdeutscher und Altsächsischer Glossenwortschatz*. Band III: *irerren – goldswertala*. Tübingen: Niemeyer.
- STEGEGER, HUGO (1984): Zur Frage von sprachlichen Beziehungen zwischen Alemannia und Ostfranken und ihrer historischen Deutung. In: QUARTHAL, FRANZ (Hg.): *Alemannien und Ostfranken im Frühmittelalter*. Bühl: Konkordia (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 48), 61–96.
- WIESINGER, PETER (1970): *Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten*. 2 Bände. Berlin: De Gruyter (Studia Linguistica Germanica. 2).
- WIESINGER, PETER (1982): Die Reihenschrittheorie: Muster eines dialektologischen Beitrags zur Erklärung des Lautwandels. In: BESCH, WERNER/ULRICH KNOOP/WOLFGANG PUTSCHKE/HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Berlin/New York: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.1), 144–151.
- WIESINGER, PETER (1983): Dehnung und Kürzung in den deutschen Dialekten. In: BESCH, WERNER/ULRICH KNOOP/WOLFGANG PUTSCHKE/HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Berlin/New York: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.2), 1088–1101. (darin: 4. Systematisierung der Quantitätsverhältnisse am Beispiel des Bairischen).
- WIESINGER, PETER (1991): Zur Reimgrammatik des Mittelhochdeutschen. Methodik – Anwendung – Perspektiven. In: WEGERA, KLAUS-PETER (Hg.): *Mittelhochdeutsche Grammatik als Aufgabe*. Berlin: Schmidt (Zeitschrift für deutsche Philologie 110. Sonderheft), 56–93.
- WIESINGER, PETER (2005a): Möglichkeiten und Grenzen der historischen Dialektologie auf dem Gebiet der Lautentwicklung. Am Beispiel des Mittelaemmannischen und südwestlichen Schwäbischen. In: EGGERS, ECKHARD/JÜRGEN ERICH SCHMIDT/DIETER STELLMACHER (Hg.): *Moderne Dialekte – Neue Dialektologie. Akten des 1. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGD) am Forschungsinstitut für deutsche Sprache „Deutscher*

- Sprachatlas“ der Philipps-Universität Marburg vom 5.–8. März 2003. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 130), 405–453.
- WIESINGER, PETER (2005b): Die Lautstruktur des Nordbairischen und ihre geschichtliche Entwicklung. In: KRÄMER-NEUBERT, SABINE/NORBERT RICHARD WOLF (Hg.): Bayerische Dialektologie. Akten der Internationalen Dialektologischen Konferenz 26.–28. Februar 2002. Heidelberg: Winter (Schriften zum Bayerischen Sprachatlas. 8), 1–47.

Wien

PETER WIESINGER

E-Mail-Adresse des Autors: &lt;peter.wiesinger@univie.ac.at&gt;

- ALEXANDRA N. LENZ/Franz PATOCKA (Hg.) (2016): Syntaktische Variation. Areallinguistische Perspektiven. Göttingen: V&R unipress (Wiener Arbeiten zur Linguistik. 2). € 45,–

Der vorliegende Band vereint eine Auswahl von Vorträgen, die am 4. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen in Wien 2012 in der Sektion „Syntax“ gehalten worden waren.

ELLEN BRANDNER, MARTIN SALZMANN und GERHARD SCHADEN behandeln in ihrem Beitrag das doppelte Perfekt im Alemannischen, also Verbalformen in Sätzen wie *Des hob i komplett fagäasse ghet* 'Das hab ich komplett vergessen gehabt'. In einem ersten Zugang werden die temporal-aspektualen Eigenschaften des doppelten Perfekts analysiert und gezeigt, dass dieses im Alemannischen andere Inhalte übermitteln als analoge Formen in der standarddeutschen Umgangssprache. Vor allem ist die Konstruktion auch mehr als ein Plusquamperfekt-Ersatz in Dialekten mit Präteritumverlust, und zwar eine Tempusform mit eigenständigen Funktionen. Die Autoren geben eine theoretische Analyse der Bedeutungen in einem intervall-basierten Modell, innerhalb dessen die pragmatischen Variationen mit Relevanzkriterien erklärbar sind. Kontroverser dürfte die Herleitung der Bedeutung aus der syntaktischen Interpretation derartiger Konstruktionen sein, wonach das Partizip in doppelten Perfektkonstruktionen grammatisch als Adjektiv zu interpretieren ist. Die heterogenen Gesichtspunkte, die als Argumente angeführt werden, lassen manche Fragen offen, wie die Autoren selbst bekennen. Im Übrigen bleiben damit auch die Gründe für die semantischen Unterschiede zwischen der standarddeutschen Umgangssprache und alemannischen Dialekten und konkret die variationslinguistische Problematik ausgeblendet.

Gleich zwei Arbeiten befassen sich mit der sogenannten Rheinischen Verlaufsform, also dem *am*-Progressiv in Sätzen wie *Er war immer am Schaffen*. CHRISTIAN RAMELLI untersucht anhand von Sprecherbefragungen im rheinfränkischen Raum, wieweit komplexere Konstruktionen mit Ergänzungen wie in *Er war den Hammer am suchen* von unterschiedlichen Sprechergruppen akzeptiert werden. Hintergrund ist die Hypothese, dass der Infinitiv ursprünglich nominalen Charakter hat und über Grammatikalisierungsprozesse zu einem Verb uminterpretiert wird, und dass dies stufenweise entlang von Aktionsarten-Eigenschaften von Verben geschieht. Die Befragung ergibt, dass die unterschiedliche Akzeptabilität tatsächlich den unterschiedlichen Verbtypen folgt und der Grad der Akzeptabilität räumlich den hypothetischen Stufen der Grammatikalisierung folgt, mit dem Endpunkt der Entwicklung vor allem in einem südwestlichen Gebiet des Rheinfränkischen. Das Ergebnis ist eine interessante regionale Präzisierung zu den Ergebnissen im „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ (AdA, <[www.atlas-alltagssprache.de](http://www.atlas-alltagssprache.de)>) (Zweite Runde Frage 18a und 18b).

Der Beitrag von KATRIN KUHMICHEL vergleicht die Verwendung der Rheinischen Verlaufsform mit anderen grammatikalisierten Ausdrucksformen der Progressivität in hessischen Dialekten, namentlich dem *beim*-Progressiv und der *tun*-Periphrase (*Er tut die Wiese mähen*). Das Ergebnis einer Befragung im Rahmen des DFG-Projekts „Syntax hessischer Dialekte“ (SyHD) ist, dass bei Konstruktionen mit inkorporiertem Objekt (*am Plätzchen backen sein*) der *am*-Progressiv vor allem im Westen dominiert, daneben erscheint häufig auch die *beim*-Konstruktion, relativ selten die *tun*-Periphrase. Ganz im Gegensatz dazu dominiert bei nicht-inkorporiertem Objekt (*die Wiese am mähen sein*) die *tun*-Periphrase, daneben die Formulierungen mit *dabei sein*, zu

und sonstige Umschreibungen; die *am*-Konstruktion kommt nur im Nordwesten in nennenswerter Häufigkeit vor. Die Resultate zeigen auch hier, dass die Grammatikalisierung des *am*-Progressivs regional unterschiedlich erfolgt ist; dem entsprechen die unterschiedlichen Verteilungen der verschiedenen Progressivformen, je nachdem, wie weit die Grammatikalisierung des *am*-Progressivs akzeptiert wird.

OLIVER SCHALLERT und JOHANNA SCHWALM untersuchen in ihrem Beitrag die syntaktischen Eigenarten und die regionale Verbreitung der sogenannten „Binnenspaltung“, das heißt die Trennung von Verbpräfixen vom Infinitiv in komplexen Verbalkonstruktionen, wie etwa *dass die Milch bald an zu kochen fängt*. Neue Quellen für Gegenwartsdialekte zeigen, dass das Phänomen heute vor allem im Südhessischen und Ostfränkischen belegt ist, in einem gegenüber früheren Untersuchungen (MAURER 1926) eingeschränkteren Gebiet. Bei der syntaktischen Beschreibung der verschiedenen dialektalen Variationsmöglichkeiten und ihrem Kontrast mit verwandten umgangssprachlichen und niederländischen Phänomenen trifft man auf unterschiedliche mögliche semantische und pragmatische Einflussfaktoren, so, ob die Möglichkeiten der Trennung von Verbpartikeln auch mit der Transparenz von Partikelverbkonstruktion (zum Beispiel bei *auf-/zu-machen* vs. *aufheben* ‘aufbewahren’) zusammenhängt. Vor allem bei Vorgängerkonstruktionen im Mittelhochdeutschen, aber auch in neueren Belegen (so beim Wenkersatz 24, der bei MAURER 1926 im Zentrum steht) stellt sich auch die Frage, ob es sich beim fraglichen Element um ein echtes inkorporiertes Verbpräfix oder ein syntaktisch selbständiges Element (zum Beispiel Richtungsangabe) handelt. Eine Befragung von zwölf Informanten aus Hessen zeigt unter anderem, dass die Binnenspaltung hauptsächlich von nordhessischen und osthessischen Sprechern akzeptiert wird, und dies unabhängig von der Transparenz der Partikelkonstruktion. Auch hier liegt die Vermutung von Grammatikalisierungsprozessen nahe. Die Arbeit zeigt, dass der Blick auf Dialekte vielfältige Variationsmöglichkeiten auch bei grammatischen Strukturen zum Vorschein bringt und dies wiederum zu allgemeineren theoretischen Fragestellungen führt.

Der Beitrag von HELMUT WEISS zur Pronominalsyntax deutscher Dialekte fasst in einem ersten Teil kurz allgemeinere morphosyntaktische Probleme in der Grammatik von Pronomen in deutschen Dialekten zusammen (starke – schwache Pronomenformen, Flexionsabhängigkeit der Verben von Pronomen, Weglassbarkeit von Pronomen, „pro-drop“). In einem zweiten, ausführlicheren Teil wird auf die Variationen der Subjekt-Objekt-Abfolge bei Pronomen eingegangen (*Hast du ihn gekannt* vs. *Hast ihn du gekannt*). Grundlage sind Daten aus dem Projekt „Morphosyntaktische Auswertung von Wenkersätzen“, aus dem „Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben“ (SBS) und aus dem „Sprachatlas von Mittelfranken“ (SMF) sowie Ergebnisse einer Befragung im Rahmen des Projekts „Syntax hessischer Dialekte“ (SyHD). Die Karten zeigen ausgeprägte Zonen mit dominierender Abfolge Objekt-Subjekt im Osten, in Gegenwartsdialekten vor allem in Mittelfranken, weniger homogen und verstreuter in Bayerisch Schwaben und in Hessen.<sup>1</sup> Die regionalen Unterschiede werden mit der unterschiedlichen Durchführung des sogenannten „Pronomenzyklus“ (Abschwächungsstadien bei Pronomen bis zur Weglassung, WEISS 2015) in Zusammenhang gebracht.

THOMAS STROBEL befasst sich mit der „pronominalen Partivität“ und deren Varianten, also Konstruktionen wie *Ich habe noch welche*, *Sie waren ihrer/deren drei*. STROBEL untersucht detailliert das Vorkommen und die Verwendung entsprechender Formen in den Dialekten Hessens in einfacheren und komplexeren Zusammenhängen. Die Verbreitung der einzelnen Varianten hängt von verschiedenen Bedingungen wie Numerus und Zählbarkeit oder von der Kombination mit Elementen wie Adjektiven, Zahlwörtern, unbestimmten Quantoren ab. Letztlich hat somit jede Region aufgrund der unterschiedlichen Realisierungsvarianten in den unterschiedlichen Kontexten ihr je eigenes Ausdruckssystem. Die Ergebnisse öffnen ein interessantes und komplexes Fragefeld.

ALEXANDER WERTH geht in seinem Beitrag zur Kasusmarkierung bei Personennamen vom Umstand aus, dass Personennamen in unterschiedlichen Regionalsprachen mit oder ohne bestimmten Artikel verwendet werden. Im Hessischen dominiert der Artikelgebrauch, mit abnehmender

<sup>1</sup> Unbeachtet bleibt die Karte III 259 im „Sprachatlas der deutschen Schweiz“ (SDS, Band 3) zum gleichen Thema.

Häufigkeit im Norden. Jedoch zeichnet sich eine gewisse individuelle Variabilität ab, die wohl von zusätzlichen Bedingungen abhängt. Eine geringe Rolle spielt dabei jedoch, ob der Artikel einen Akkusativ verdeutlichen kann oder nicht.

Die zwei letzten Arbeiten thematisieren Fragen zum Kontrast Regionalsprache – Standardsprache in Wien und demonstrieren gleichzeitig die Möglichkeiten von Online-Umfragen. LUDWIG MAXIMILIAN BREUER präsentiert das Ergebnis einer Online-Befragung zu den unterschiedlichen Formen des Relativsatzanschlusses im Wienerischen und dessen Gebrauch im Verhältnis zum standardsprachlichen d-Relativpronomen. Die Umfrage zeigt, dass auch in dialektalen Kontexten meist der standardsprachliche Anschluss mit d-Pronomen überwiegt. Dialektale Anschlussformen kommen in einem geringeren Maß vor allem in dialektalen Kontexten vor, verhältnismäßig häufig aber auch in standardsprachlichen Kontexten bei appositiven Relativsätzen, wenn diese Formen durch Vorgaben suggeriert werden. Die Methode der Online-Befragung ist allerdings durch zahlreiche teils artifizielle Beschränkungen der Rahmenbedingungen charakterisiert, was die Frage der Repräsentativität der Ergebnisse offenlässt.

Die Wahrnehmbarkeit von Dialektmerkmalen thematisiert TIMO AHLERS in einer Untersuchung zur Salienz von dialektalen syntaktischen Erscheinungen. Vor dem Hintergrund einer geballten Theoriebasis zur Problematik der Salienz in der Perzeption wird untersucht, wie Sprecher mit unterschiedlichen Varietätenkompetenzen auf dialektale *clues* in kurzen Hörproben reagieren. Aufgrund der relativ einfachen *clues* der Artikelverdopplung (*ein ganz ein ...*), der doppelten Relativsätzenleitung (*der was/wo*) und der Verbzweitstellung im Nebensatz sollten die Informanten als Hörer von Textpassagen deren Dialektalität einstufen. Vereinfacht kann man das Ergebnis dahingehend charakterisieren, dass Informanten ein Dialektmerkmal umso eher als solches wahrnehmen, als sie dialektferne Sprecher sind. Eine allgemeine Schlussfolgerung ist, dass Varietätenwissen bei der Perzeption von Syntax und Syntaxunterschieden eine Rolle spielt.

Die areallinguistische und die variationslinguistische Perspektive, die im Titel und im Untertitel angesprochen werden, sind mit der dialektologischen Perspektive aus verschiedenen Gründen unmittelbar miteinander verknüpft. Die Aspekte Arealität und Variation werden in den Beiträgen unterschiedlich konkret miteinander verbunden und unterschiedlich stark mit empirischen Daten gefüllt. Überwiegend werden mitteldeutsche Dialekte behandelt; dabei spielt das Projekt SyHD eine wichtige Basis. Es werden überwiegend bereits bekannte Phänomene thematisiert. Die Beiträge aus dem Umkreis von SyHD wie jene zum Ausdruck von Progressivität im Mitteldeutschen oder zu Problemen der Wortstellung zeigen aber, dass bei einer erneuten detaillierten Datenerhebung auch in diesen Bereichen zusätzliche Erkenntnisse zur arealen Verteilung von bekannten Mustern gewonnen werden können. Der Beitrag zum doppelten Perfekt im Alemannischen zeigt hingegen, dass auch inhaltlich neue Erkenntnisse möglich sind. Weniger neue Erkenntnisse zur dialektalen Syntax können naturgemäß die Arbeiten zur Dialektrezeption im Kontrast zur Standardsprache liefern.

Die Untersuchung zur Variation in der Syntax führt, wie mehrfach festgestellt wird, automatisch zu allgemeineren Fragen zur Erklärung von Variation in der Syntax. In vielen Beiträgen wird auch versucht, entsprechende Antworten zu formulieren. Arealität kann dabei für eine theoretische Diskussion erhellend und weiterführend sein. Dies zu zeigen, ist ebenfalls ein Verdienst mehrerer Beiträge. Auch scheint sich das Konzept der Grammatikalisierung sehr oft als produktiver Ansatz zu erweisen. Oft allerdings müssen die Systematisierungen der Analysen vorläufig und fragmentarisch bleiben. Die häufig unscharfe geografische Streuung, die Unvorhersehbarkeit der Variabilität des Sprachgebrauchs und die Problematik der Datenerhebung in der Sprachgeographie, die aus praktischen Gründen fast nur isolierte Muster erfragen, aber nicht in die Komplexität eines Systems eindringen kann, machen es vielfach schwierig, zu den vorhandenen Einzeldaten allgemeine Antworten zu finden. Zu den Grundfragen zu Arealität und Variation in der dialektalen Syntax, welche die Herausgeber in ihrem Vorwort ansprechen, werden so nur partielle Antworten zu Einzelphänomenen gegeben. Unabhängig davon ist der vorliegende Band eine verdienstvolle Sammlung von weiterführenden Beiträgen zu diesen Fragen.



## LITERATUR

- AdA = ELSPASS, STEPHAN / ROBERT MÖLLER (Hg.) (2003 ff.): Atlas zur deutschen Alltagssprache. URL: <[www.atlas-alltagssprache.de](http://www.atlas-alltagssprache.de)>, Stand: 09.11.2016.
- MAURER, FRIEDRICH (1926): Untersuchungen über die deutsche Verbstellung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Heidelberg: Winter (Germanische Bibliothek. Abt. 2. Untersuchungen und Texte. 21).
- SBS = KÖNIG, WERNER (Hg.) (1996–2009): Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben. 16 Bände. Heidelberg: Universitätsverlag Winter (Bayerischer Sprachatlas. Regionalteil 1).
- SDS = HOTZENKÖCHERLE, RUDOLF / HEINRICH BAUMGARTNER (Hg.) (1975): Formengeographie. Band 3. Unter Mitarbeit von DORIS HANDSCHUH, RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, RUDOLF TRÜB, JÜRIG BLEIKER, RUDOLF MEYER und ALFRED SUTER. Bern: Francke Verlag.
- SMF = MUNSKE, HORST HAIDER / ALFRED KLEPSCH (Hg.) (2003–2014): Sprachatlas von Mittelfranken. Heidelberg: Universitätsverlag Winter (Bayerischer Sprachatlas. Regionalteil 2).
- WEISS, HELMUT (2015): When the subject follows the object. On a curiosity in the syntax of personal pronouns in some German dialects. In: *Journal of Comparative Germanic Linguistics* 18 (1), 65–92.

Olten

ANDREAS LÖTSCHER

E-Mail-Adresse des Autors: <[andreas.loetscher@unibas.ch](mailto:andreas.loetscher@unibas.ch)>

BARBARA NEUBER (2017): Schwobisch in Munkatsch. Sprachliche Identität und sprachliches Selbstkonzept von Sprechern einer deutschen Varietät in Transkarpatien. Regensburg: edition vulpes. 293 S. (Sprachen im Kontakt. 2). € 25,–

Nachdem sich deutsche Sprachinseln als ziemlich geschlossene Sprachgemeinschaften in fremdsprachiger Umgebung schon seit längerer Zeit durch wirtschaftliche Wandlungen, erhöhte Mobilität und Außenkommunikation, teilweise aber auch durch politische Einwirkungen und Abwanderung mehr oder minder aufgelöst haben und bestenfalls noch Deutsch sprechende Kleingruppen als resthafte Minderheiten verblieben sind, ist an die Stelle der traditionellen Sprachinselforschung mit der Behandlung der Herkunft und der Sprachformation mit Grammatik und Lexik die soziolinguistische orientierte Mehrsprachigkeits- und Sprachkontaktforschung getreten. Sie untersucht die Beherrschung und situative Verwendung der am Ort von den Sprechern gebrauchten mehreren Sprachen und besonders deren Einwirkungen auf das Deutsche. Innerhalb der Mehrsprachigkeitsforschung hat sich in den vergangenen rund 20 Jahren als eigener Zweig die sprachbiographische Forschung herausgebildet. Sie fragt bezüglich der einzelnen Sprecher nach deren lebensgeschichtlichen Umständen, die sie zum Erwerb und zum situativen Gebrauch der verschiedenen Sprachen gebracht haben, nach der dominanten Sprache und nach der sprachlichen Identität.

In diesem Bereich ist die vorliegende Regensburger Dissertation von BARBARA NEUBER am Beispiel der Orte Palanka und Kroatendorf unmittelbar bei Munkatsch in der heutigen Westukraine angesiedelt. Nachdem die Domänen Munkatsch und St. Miklós im damaligen Königreich Ungarn 1728 als Schenkung an den Kurfürsten von Mainz und Fürstbischof von Bamberg, Graf LOTHAR FRANZ VON SCHÖNBORN, gelangt waren und sein Neffe FRIEDRICH KARL VON SCHÖNBORN als Bischof von Würzburg und Bamberg 1729 die Festung Munkatsch geerbt hatte, erfolgten 1730 bis 1741 Ansiedlungen fränkischer Bauern und Handwerker in über zehn Dörfern der Umgebung, zu denen 1750 weitere angeworbene Siedler aus Niederösterreich hinzu kamen. So bildete sich eine oberostfränkische Mundart mit bairischen Einschlägen insbesondere im Wortschatz, was aber auch von der österreichisch geprägten ehemaligen Munkatscher deutschen Stadtsprache gefördert wurde. Wie viele deutsche Mundarten im Königreich Ungarn wurde auch diese unabhängig von der tatsächlichen Zugehörigkeit und Herkunft als „Schwobisch“ bezeichnet. War das Deutsche für die Schwaben bis 1879 Schulsprache, so kam damals das Ungarische hinzu, bevor 1907 im Rahmen der verstärkten Magyarisierungspolitik der Deutschunterricht gestrichen

wurde, so dass Ungarisch fortan als Schul- und Verkehrssprache fungierte. Das änderte sich auch nicht während der Zugehörigkeit der Karpatoukraine zur neu gebildeten Tschechoslowakei von 1918 bis 1939, ehe die Region während des Zweiten Weltkrieges bis 1944 erneut an Ungarn fiel. Einen großen Einschnitt brachte das Ende des Zweiten Weltkrieges, als 1945 die Karpatoukraine in die Sowjetunion einverleibt und zahlreiche Deutsche nach Sibirien deportiert wurden. In den Schulen wurde nun Russisch oder Ukrainisch eingeführt, da besonders nördlich von Munkatsch „Ruthenen“ lebten, die eigentlich Russinen sind und über eine eigene, zwischen Ostslowakisch, Südpolnisch und Ukrainisch stehende Sprachform Russinisch verfügen. Zwar blieb Russisch kaum gebrauchte Fremdsprache, aber Ukrainisch verbreitete sich als Schul- und Amtssprache, doch bald auch als Verkehrssprache, während das Deutsche unterdrückt wurde und Schwobisch zur familiären Haussprache absank. Mit der Errichtung einer selbständigen Ukraine 1991 kam es zwar zu verschiedenen Wiederbelebungsversuchen des Deutschen und in den Schulen zum Unterricht von Deutsch als Fremdsprache, doch lässt sich der Niedergang des Deutschen als Hochsprache und des Schwobischen als eigentliches Kommunikationsmittel der wenigen Deutschen ebensowenig aufhalten wie der Gebrauch des Ungarischen als bisher wichtigste Kontaktsprache. An beider Stelle tritt bei den Jüngeren nun das Ukrainische.

Nach ausführlichen Darlegungen des sprachbiographischen Forschungsansatzes, der theoretischen Grundlagen und der Methodik sowie der Geschichte und gegenwärtigen Situation des Deutschtums und der Kontaktsprachen in Transkarpatien – die heutige Bezeichnung der Region – erfolgt zunächst eine kurze Charakterisierung des Schwobischen nach phonetischen und phonologischen Aspekten und fremdsprachigen Einflüssen in der Lexik, Morphologie und Syntax. Als Einführung in die zentrale Untersuchung wird dann dargelegt, wie sich in den schwobischen Sprachbiographien Identität als Selbstkonzept, situatives Ereignis und Kollektiverscheinung konstituiert und wie sich das diesbezügliche Verhältnis zur gegebenen Mehrsprachigkeit gestaltet. Ebenso werden die allgemeinen Grundsätze zur Rekonstruktion der narrativen Identität mit der temporalen, sozialen und selbstbezogenen Dimension der Identitätsdarstellung sowie die Auswertungsprinzipien und die Art der inhaltlichen und sprachlichen Auswertung aufgezeigt.

Hauptgegenstand der Untersuchung sind acht ausgewählte charakteristische Sprachbiographien mit Selbstaussagen und Interpretationen. Dabei handelt es sich um Angehörige dreier Generationen: eine Familie mit Mutter (\*1936), Tochter (\*1964) und Enkel (\*1983); eine weitere gleichaltrige Mutter (\*1936) und ihren Enkel (\*1996); eine Frau der mittleren Generation (\*1951) mit ihrem Enkel (\*1995) sowie einen jüngeren Burschen (\*1998). Dabei finden die letzten beiden Burschen nur teilweise Berücksichtigung und vier weitere Personen der älteren und mittleren Generation dienen nur zu allgemeinen Vergleichen. Da es sich bei den Interviewten, von den Enkeln abgesehen, nur um Frauen handelt, ähneln sich die Biographien, die bei nicht einbezogenen Männern möglicherweise zum Teil anders gestaltet wären. Die einzelnen Personen wurden daheim in ihrer vertrauten Umgebung teilweise mehrmals in den Jahren 2009 und 2010 unterschiedlich lang meist zwischen 10 und 35 Minuten interviewt. Nur ein Interview mit einer Person und zwei ergänzende Interviews mit zwei Personen dauerten bis gegen eine Stunde oder darüber. Keine Probleme bereiteten die Mitschnitte. Gegenstände der Befragungen und der Analysen sind vor allem bezüglich der vier Sprachen Schwobisch, Ungarisch, Ukrainisch (teilweise Russisch) und Hochdeutsch die Rolle der jeweiligen Sprache, die Wertung und Empfindung und die Konsequenzen für das sprachliche Selbstkonzept. Trotz individueller Unterschiede zeigen sich bei den drei Generationen deutliche spezifische Einstellungen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, kann man sagen, dass für die ältere und weitgehend die mittlere Generation Schwobisch die identitätstiftende Muttersprache und Ungarisch die Kontaktsprache ist, während Ukrainisch oder Russisch eine aufgezwungene, negativ konnotierte Sprache verkörpert und Hochdeutsch eher passiv beherrscht, aber kaum selber gesprochen wird, wobei es seit 1991 wieder hochdeutsche katholische Gottesdienste gibt und es teilweise auch geschrieben und gelesen wird. Von der jüngeren Generation wird Schwobisch familiär und mit ebenfalls einzelnen Schwobisch sprechenden Freunden gebraucht, aber mit seiner Beherrschung und Verwendung befindet man sich gegenüber der allgemein Ukrainisch sprechenden Umgebung in einer Sonderrolle und ebenso mit Hochdeutsch, das man im Schulunterricht als Fremdsprache lernt. Während Ungarisch ebenfalls nur

mehr in der Familie teilweise Verwendung findet, rückt Ukrainisch zur Alltagssprache außerhalb der Familie in der Öffentlichkeit auf und wird neutral bis positiv beurteilt. Dass Schwobisch und Ungarisch keine Zukunft mehr haben, liegt auf der Hand.

Wien

PETER WIESINGER

E-Mail-Adresse des Autors: <peter.wiesinger@univie.ac.at>

CLAUDIA SCHARIOTH (2015): Regionales Sprechen und Identität. Eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern. Hildesheim: Olms. 374 S. (Deutsche Dialektgeographie. 120). € 68,-

Bei der hier besprochenen Monographie handelt es sich um die im Wintersemester 2013/2014 an der Universität Frankfurt/Oder angenommene Dissertation der Autorin. Die Arbeit ist im Rahmen des SiN-Projekts entstanden („Sprachvariation in Norddeutschland“, mit den Standorten Kiel, Hamburg, Münster, Bielefeld, Potsdam und Frankfurt/Oder, gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 2008–2012; vergleiche zum Beispiel ELMENTALER et al. 2015, ELMENTALER/ROSENBERG 2015). Anhand der Daten in drei ausgewählten norddeutschen Räumen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern wird empirisch überprüft, ob die Alltagssprache der befragten Gewährsfrauen eher standardnah oder regional markiert ist. Außerdem werden subjektive Sprachdaten (Antworten auf spezifische Einstellungsfragen) und narrative Identitätskonstruktionen (qualitative Inhaltsanalyse der durchgeführten Interviews) ausgewertet.

Die knapp vierhundertseitige Monographie besteht aus einem Kapitel zum Forschungsstand (Kap. 2, 44 Seiten), einem Kapitel zur sprachlichen Situation in Norddeutschland, insbesondere in den betrachteten Teilräumen (Kap. 3, 25 Seiten), einem methodischen Kapitel (Kap. 4, 42 Seiten), drei Analysekapiteln (Kap. 5 mit 56 Seiten zur variationslinguistischen Analyse der objektiven Sprachdaten, Kap. 6 mit 36 Seiten zur Inhaltsanalyse der Spracheinstellungen und Kap. 7 mit 76 Seiten zu den narrativen Identitätskonstruktionen in den Sprecherbiographien) und einer Ergebniszusammenfassung (Kap. 8, 39 Seiten), die gerahmt werden von Einleitung und Schlussbetrachtung (Kap. 1 und 9 mit jeweils 7 Seiten). Neben dem Abkürzungs- und Abbildungsverzeichnis ist ein ausführliches Literaturverzeichnis enthalten.

Im SiN-Verbundprojekt wurde in diversen Teilprojekten das Alltagssprachliche Spektrum in Norddeutschland untersucht. Dafür wurden in 36 Kleinstädten (je zwei Orte in 18 Regionen) insgesamt 144 Gewährsfrauen (pro Ort vier Frauen, davon zwei mit Niederdeutschkenntnissen und zwei ohne) zwischen 40 und 45 Jahren befragt. Das ist der inhaltliche und methodische Rahmen der vorliegenden Untersuchung (die Parameter der vorliegenden Arbeit sollen zwar dem SiN-Projekt entsprechen [siehe S. 81, Fußnote 429], allerdings werden in der vorliegenden Untersuchung 27 anstatt der nach den SiN-Parametern erwartbaren 24 Gewährsfrauen befragt, erklärt wird das im Methodenkapitel nicht).

Die empirische Grundlage für die vorliegende Auswertung sind die Daten von 27 Gewährsfrauen mittleren Alters und mittleren Bildungsgrades (siehe S. 108) aus jeweils zwei Orten pro gemäß dem SiN-Raster ausgewählter Sprachregion (siehe S. 58–59); die ausgewählten kleineren und ländlich geprägten Orte (2.000 bis 6.000 Einwohner) sind Wankendorf (mit fünf Gewährsfrauen) und Lütjenburg (mit vier Gewährsfrauen) für den Raum Holstein bzw. Holsteinisch, Schwaan (mit fünf Gewährsfrauen) und Gützkow (mit fünf Gewährsfrauen) für Mecklenburg-Vorpommern bzw. Mecklenburgisch-Vorpommersch sowie Strasburg (mit vier Gewährsfrauen) und Ferdinandshof (mit vier Gewährsfrauen) für Mittelpommern bzw. Mittelpommersch. Pro Gewährsfrau wurden zwei standarddeutsche Vorlesetexte (formelle Sprachlage; ein Zeitungsartikel und die Äsop-Fabel „Nordwind und Sonne“) erhoben, ein sprachbiographisches, leitfadengestütztes Interview (halbformelle Sprachlage) durchgeführt, eine freie Erzählung, ein Tischgespräch (informelle Sprachlage) und eine Übersetzung von standarddeutschen Testsätzen (vor allem Wenkersätze) ins Niederdeutsche aufgenommen sowie eine Batterie von perzeptionslinguistischen Tests zu

Salienz, Normativität, Situativität und Arealität durchgeführt (im Methodenkapitel werden die einzelnen Erhebungsinstrumente und verwendeten Items dieser Tests leider nicht detailliert dargestellt, vereinzelt erfolgen Nennungen in den späteren Auswertungskapiteln, zum Beispiel in Kap. 6.2; zu einigen SiN-Instrumenten siehe etwa BUTTERWORTH/GLAWE 2011). Die Daten wurden von Juli 2008 bis Januar 2010 erhoben unter anderem durch die Autorin (wer genau die Daten erhoben hat, wird nicht im Methodenkapitel erklärt, es gibt lediglich verstreute Hinweise im weiteren Text). Details zur Stichprobe, etwa Erhebungsort, Alter, Dialektkenntnis, Bildungsgrad, Berufsgruppen, sind verteilt in den Tabellen auf den Seiten 96, 98, 105, 108 und 109; hier zeigt sich eine große Schwäche des Formats: die Tabellen werden, anders als etwa die Abbildungen, nicht durchnummeriert, dadurch sind Verweise auf Tabellen schwierig und finden kaum statt, das ist wenig leserfreundlich; hilfreich wäre auch eine zusammenfassende Tabelle beispielsweise in einem Anhang.

Die Daten werden zunächst quantitativ auf vier regionaltypische Variablen hin ausgewertet, anschließend werden anhand einer inhaltlichen Analyse Identitätskonstruktionen im Gespräch herausgearbeitet. Diese Datentypen werden verknüpft, um Sprachgebrauch, Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen im diatopischen Vergleich zu analysieren. Die vier untersuchten Variablen der quantitativen Variablenanalyse sind die *g*-Spirantisierung, einmal wortintern im Morphemauslaut (zum Beispiel in *gefraacht*) und zweitens im absoluten Anlaut (zum Beispiel in *janz*), drittens die Realisierung von <e> im Lexem *Kaffee* (als *Käffe*) und viertens die Realisierung von unverschobenem <t> (zum Beispiel in *dat*).<sup>1</sup> In einem knappen sechsseitigen Kapitel (Kapitel 5.5) werden kurz die in den auf Hochdeutsch geführten Interviews auftretenden niederdeutschen Lexeme dargestellt, dreizehn Lexeme einschließlich der entsprechenden Wortformen werden mit ihrer Vorkommenshäufigkeit und der Angabe der Gewährspersonenbezeichnung in einer Tabelle gelistet (Tabelle auf S. 175–176). Dabei handelt es sich aber offenbar nicht um alle niederdeutschen Lexeme (es sollten noch mindestens die mehr sein, die in den Beispielbelegen auf Seite 174 und 175 im selben Kapitel vorkommen) – wenn es denn nicht um im Hochdeutschen alleinstehend vorkommende Lexeme geht –, so zum Beispiel die Formen *verstai* und *vertellt*. Nicht klar – und in der Tabelle nicht angegeben – ist, ob diese herausgestellten niederdeutschen Lexeme jeweils alleinstehend verwendet werden oder in einem niederdeutschen Satz eingebettet sind (dabei würde es sich dann vermutlich jeweils um unterschiedliche Arten von Sprachmischungen handeln). Die Knappheit, in der dieses Thema abgehandelt wird, ist aufgrund des Umfangs des Materials und dessen Auswertung einerseits verständlich, andererseits werden dadurch eher mehr Fragen aufgeworfen als geklärt.

Auf Grundlage der objektiven Sprachdaten (Variablenanalyse) werden in den drei betrachteten Räumen des Erhebungsgebiets vier Regiolekte mit einem nach Osten hin regionaler werden den Kontinuum identifiziert: relativ standardnahe Alltagssprache in Holstein (Lütjenburg und Wankendorf) und Mecklenburg (Schwaan), letztere mit einer stärkeren norddeutschen Prägung (stärkere Spirantisierung im Morphemauslaut), eine stärker regional markierte Alltagssprache in Vorpommern (relativ höhere Frequenz von unverschobenem *t* in *dat*, *wat*, *et* und *-et* in Gützkow) und eine gemischte Alltagssprache mit berlinisch-brandenburgischen Elementen in Mittelpommern (Spirantisierung des *g* im Anlaut in Ferdinandshof und Strasburg). Zu beachten ist dabei, dass hier von zwei Orten oder sogar nur einem (und entsprechend kleiner Anzahl an Gewährspersonen bzw. -frauen) auf ganze Räume verallgemeinert wird, weshalb die Aussagekraft der Ergebnisse sicherlich mit Vorsicht zu bewerten ist. Diese objektiven Befunde zu den Teilräumen finden ihre Entsprechung in den subjektiven Einstellungen der Gewährsfrauen. Die objektiven Kompetenzdaten werden in der Arbeit teilweise mit den subjektiven Einschätzungen der Gewährsfrauen verglichen; eine solche Auswertung würde es durchaus verdienen, detaillierter und vor allem mit feinerem statistischen Handwerkszeug betrachtet zu werden (vergleiche etwa ACKERMANN

<sup>1</sup> In Abhängigkeit davon, ob die niederdeutschen Lexeme mitgerechnet werden oder nicht, werden im Text mal vier, mal fünf untersuchte Variablen genannt (zum Beispiel vier auf S. 7 vs. fünf auf S. 291).

2016 zu Korrelationen zwischen subjektiven und objektiven Daten zu Dialektkompetenz; zum hier ungenutzten statistischen Auswertungspotential siehe unten).

Im Rahmen der qualitativen Inhaltsanalyse werden die Interviewdaten der Gewährsfrauen ausgewertet, dafür wird das Modell der Identitätskonstruktion von LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN (2002), das drei Dimensionen vorsieht (die persönliche, die soziale und die temporale), um die „regionale“ Dimension erweitert. Die Gewährsfrauen werden entsprechend ihren Sprachbiographien und den Ergebnissen der Variablenanalyse und des Salienztests zu drei Gruppen zusammengestellt, für die jeweils fünf Frauen und deren Biographien als Prototypen herausgestellt werden (siehe Tabelle auf S. 220): die erste und kleinste Gruppe „Identifikation über Tradition: in der Region verwurzelt“ (in Holstein und Mecklenburg bzw. Schwaan), die zweite und größte Gruppe „Identifikation über den Umgang mit dem Niederdeutschen“ mit den beiden Untergruppen „heterogener Umgang mit dem Niederdeutschen“ (in Mittelpommern) und „Niederdeutsch als Accessoire“ (in verschiedenen Regionen), und die dritte Gruppe „Identifikation über Engagement“ mit den beiden Untergruppen „Sprachpflege“ und „bemühte Anpassung an die Region“ (beide in verschiedenen Regionen). Die Motivation, das Niederdeutsche zu sprechen, nimmt unabhängig von der tatsächlichen Kompetenz über die Gruppen eins, zwei und drei zu; entsprechend ist die Verwendung des Niederdeutschen über die Gruppen verteilt: während es die Sprecherinnen der ersten Gruppe nicht verwenden, verwenden es die Sprecherinnen der zweiten Gruppe in geringem Umfang (einzelne Lexeme und wenige, kurze Sätze), und in der dritten Gruppe wird Niederdeutsch viel verwendet.

Insgesamt ist der Text ordentlich redigiert, es finden sich nur wenige unschöne Kleinigkeiten. Die fehlende Nummerierung der Tabellen ist allerdings sehr unglücklich. Bedauerlich ist außerdem das Fehlen eines Anhangs, dort könnten die verwendeten Erhebungsinstrumente und detailliertere Tabellen der Ergebnisse aufgeführt werden (zum Beispiel der Interviewleitfaden, die für die Übersetzungen verwendeten Sätze und die Vorlesetexte sowie eine Überblickstabelle mit den gesammelten Angaben zu den Gewährspersonen; die entsprechenden Angaben sind über viele Seiten verteilt und zum Teil unvollständig). Der Text liest sich an einigen Stellen etwas holprig, das liegt an der bisweilen ungeschickten Informationsgewichtung: einerseits finden sich viele Redundanzen, andererseits fehlen relevante Informationen, kommen verspätet oder an anderer Stelle als erwartet; siehe etwa oben die Bemerkungen zur knappen Bearbeitung der niederdeutschen Lexeme, oder Kapitel 4.1.3 (S. 91–95), darin werden beispielsweise die Wahlergebnisse als erster von zwei außersprachlichen Gesichtspunkten benannt (der andere – die Arbeitslosenquote – wird nur auf fünf Zeilen erläutert) und für die ausgewählten Regionen beschrieben, wirklich in die Argumentation eingebunden werden sie später jedoch nicht.

Die Menge der Daten, die in dieser Monographie bearbeitet und ausgewertet werden, ist beachtlich. Die Auswertung dieser sehr großen Datenmenge erfolgt, wie in der Sprachwissenschaft noch gemeinhin üblich, ausschließlich deskriptiv; das große (inferenz-)statistische Potential der Daten wird bedauerlicherweise nicht genutzt, selbst einfache statistische Tests, die die Analysen untermauern und den Stellenwert von (un-)sichtbaren Unterschieden klären könnten, wie etwa der einfache Chi-Quadrat-Test für Kreuztabellen, werden nicht angewandt.

Diese umfangreiche Monographie ermöglicht einen Einblick in einen Ausschnitt des großen SiN-Verbundprojekts. Es werden einige mögliche Analysen des riesigen Datenschatzes aufgezeigt, neben einer quantitativen Auswertung von vier Variablen liegt das Hauptaugenmerk auf der Auswertung der subjektiven Daten, insbesondere der Sprecherbiographien. Es werden die insgesamt positiven Einstellungen zum Niederdeutschen und der Region aufgezeigt (vergleiche dazu die aktuell für Norddeutschland erhobenen Einstellungen in ADLER et al. 2016), aber auch die Frage aufgeworfen, ob dadurch das Niederdeutsche langfristig erhalten werden kann oder ob es nicht aufgrund fehlender konkreter Aktivitäten und der Nichtverwendung als Kommunikationsmittel seine Relevanz verliert.



## LITERATUR

- ACKERMANN, LENA (2016): Subjektive und objektive Dialektalität in Deutschland. [Masterarbeit, Philipps-Universität Marburg].
- ADLER, ASTRID/CHRISTIANE EHLERS/REINHARD GOLTZ/ANDREA KLEENE/ALBRECHT PLEWNIA (2016): Status und Gebrauch des Niederdeutschen 2016. Erste Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.
- BUTTERWORTH, JUDITH/MEIKE GLAWE (2011): „Wir sprechen hier an und für sich reinrassiges Hochdeutsch“ – Zur Erforschung der subjektiven Seite von Sprachverwendung. In: GANSWINDT, BRIGITTE/CHRISTOPH PURSCHKE (Hg.): Perspektiven der Variationslinguistik. Beiträge aus dem Forum Sprachvariation. Hildesheim [u. a.]: Olms (Germanistische Linguistik. 216–217), 371–391.
- ELMENTALER, MICHAEL/JOACHIM GESSINGER/JENS LANWER/PETER ROSENBERG/INGRID SCHRÖDER/JAN WIRRRER (2015): Sprachvariation in Norddeutschland (SiN). In: KEHREIN, ROLAND/ALFRED LAMMELI/STEFAN RABANUS (Hg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin/Boston: De Gruyter, 397–424.
- ELMENTALER, MICHAEL/PETER ROSENBERG (2015): Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Band 1: Regiolektale Sprachlagen. Unter Mitarbeit von LIV ANDRESEN, KLAAS-HINRICH EHLERS, KRISTIN EICHORN, ROBERT LANGHANKE, HANNAH REUTER, CLAUDIA SCHARIOTH und VIOLA WILCKEN. Hildesheim [u. a.]: Olms (Deutsche Dialektgeographie. 113.1).
- LUCIUS-HOENE, GABRIELE/ARNULF DEPPERMAN (2002): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen: Leske und Budrich.

Mannheim

ASTRID ADLER

E-Mail-Adresse der Autorin: &lt;adler@ids-mannheim.de&gt;

VOLKER STRUCKMEIER (2014): Scrambling ohne Informationsstruktur? Prosodische, semantische und syntaktische Faktoren der deutschen Wortstellung. Berlin: De Gruyter. 256 S. (Studia grammatica. 77). € 109,95

Scrambling, die Umstellung von Konstituenten im Mittelfeld, ist nach wie vor ein aktuelles Thema in der theoretischen Diskussion, das gerade durch das zwiespältige Verhältnis zwischen der scheinbaren Freiheit der Wortstellung auf der einen und den klaren semantischen und informationsstrukturellen Effekten auf der anderen Seite syntaktische Erklärungsversuche zu einer Herausforderung macht. VOLKER STRUCKMEIER stellt sich dieser Herausforderung. Der Titel seiner Monographie ist gleichzeitig eine Frage: „Scrambling ohne Informationsstruktur?“ Und man kann den Untertitel „Prosodische, semantische und syntaktische Faktoren der deutschen Wortstellung“ als ersten Hinweis auf eine Antwort deuten, da STRUCKMEIERS Analyse informationsstrukturelle Effekte von Abfolgen erklären kann, ohne dazu Topik- oder Antifokus-Merkmale annehmen zu müssen.

Das Buch beginnt mit einem Vorwort und einer kurzen Einführung. Der folgende Hauptteil gliedert sich in drei große thematische Abschnitte. Teil I „Empirische Eigenschaften von Scrambling im Deutschen“ umfasst die ersten beiden Kapitel, in denen grundlegende Annahmen kurz besprochen werden, die das Fundament für die weitere Diskussion bilden sollen. Teil II „Technische Repräsentationen: *core syntax*“ umfasst Kapitel 3 bis 8. Hier setzt sich STRUCKMEIER zunächst mit früheren Erklärungsansätzen auseinander und zeigt deren Grenzen auf, um dann seine eigene Analyse zu Scrambling darzulegen. Der Teil schließt mit einer Diskussion möglicher Probleme seiner Analyse und entsprechenden Lösungsvorschlägen. Teil III „Die Evidenz: Eigenschaften und empirische Vorhersagen der Analyse“ umfasst Kapitel 9 bis 12, in denen auf die in Teil I genannten informationsstrukturellen und semantischen Eigenschaften von Scrambling Bezug genommen und gezeigt wird, wie die neue Analyse technisch in der Lage ist, diese zu erklären. Das Buch schließt mit einem kurzen Schlusswort in Kapitel 13. Danach folgen Literaturverzeichnis und Register.

STRUCKMEIERS Arbeit zu Scrambling bewegt sich im Rahmen des neueren minimalistischen Programms (CHOMSKY 2000, 2001, 2004, 2008, und andere). Die von ihm vorgeschlagene Analyse soll die Kernsyntax von zusätzlichen funktionalen Projektionen entlasten, weil sich zeigen lässt, dass insbesondere Topik- oder Antifokus-Merkmale Scrambling nicht hinreichend erklären können. Die Regulierung von Abfolgen will er aber auch nicht vollständig nach PF verlagern, da sonst dort eine zweite Syntax geschaffen würde und bestimmte semantische Beschränkungen ebenfalls nach PF verschoben werden müssten. Die Kernsyntax soll ohne einen *Look-ahead* alle möglichen Abfolgen bereitstellen: Diejenigen Abfolgen, die semantischen Bedingungen wie Skopuseffekten unterliegen, werden durch optionales *Internal Merge* (IM) erzeugt, welches durch einen *Effect-on-Outcome* (EoO) motiviert ist. Andere Abfolgen, die sozusagen „frei“ sind, können erklärt werden, indem durch eine syntaktisch obligatorische Bewegung der vP nach SpecTP aufgrund eines EPP-Merkmals in T genügend Kopien erzeugt werden, die dann in PF anhand festgelegter prosodischer (nicht informationsstruktureller!) Kriterien im Rahmen einer *Distributed Deletion* entsprechend realisiert bzw. nicht realisiert werden. Weiterhin ist aufgrund bestimmter Beschränkungen die Annahme einer festen funktionalen Modalpartikel-Position zwischen v und T von zentraler Bedeutung, die die Grenze zwischen linkem (vP in SpecTP) und rechtem (vP in der Basisposition) Mittelfeld markiert und Antilokalitätseffekte der vP-Bewegung verhindert. Einer Scrambling-Abfolge wie (1) a. würde eine Struktur wie (1) b. entsprechen, in der die gesamte vP in der Syntax nach SpecTP bewegt wird, aber das indirekte Objekt „dem Schüler“ in der hohen vP-Kopie in PF aus prosodischen Gründen nicht realisiert wird, weil das indirekte Objekt f-markiert ist und den Hauptakzent trägt (im Beispiel durch Großschreibung gekennzeichnet) und somit die tiefer eingebettete Position bevorzugt.<sup>2</sup>

- (1) a. ...dass der Lehrer das Buch wohl dem SCHÜLER geben wollte.  
 b. ...dass [<sub>TP</sub> [<sub>vP</sub> der Lehrer dem Schüler das Buch geben] [<sub>PartP</sub> wohl [<sub>vP</sub> der Lehrer dem Schüler das Buch geben]] wollte].

Die syntaktische „Freiheit“ von Scrambling wird somit gewährleistet, und STRUCKMEIER ist mit seiner Analyse dennoch in der Lage, semantische Bedingungen (qua EoO-konformer Bewegung) und informationsstrukturelle Effekte (qua Prosodie) von Scrambling-Abfolgen zu erklären. Von großer Bedeutung ist hierbei, dass die Syntax ohne funktionale Topik- und Antifokus-Positionen auskommt, sondern diesen informationsstrukturellen Kategorien erst in PF durch prosodische Kriterien Rechnung getragen wird. Diese PF-Regularitäten sind im vorliegenden Buch sehr gut ausgearbeitet und es wird deutlich, wie im Zusammenspiel mit semantischen und informationsstrukturellen Bedingungen konkrete Abfolgen technisch realisiert werden. Der Vorschlag einer vP-TP-Analyse für Scrambling erscheint auf den ersten Blick als sehr vielversprechend, insbesondere weil STRUCKMEIER den anspruchsvollen, aber richtigen Weg beschreitet, Wortstellungsphänomene auf verschiedenen sprachlichen Ebenen zu diskutieren und nicht die Erklärung sämtlicher Effekte auf die Kernsyntax zu beschränken. Allerdings bleiben bei der genauen Lektüre der vorliegenden Arbeit doch an manchen Stellen Fragen zu bestimmten theoretischen wie empirischen Problemen ungeklärt.

In einigen Kapiteln werden Überlegungen angestellt, die so kurz umrissen werden, dass sie einen spekulativen Beigeschmack erhalten und wenig zum eigentlichen Thema beitragen. So diskutiert STRUCKMEIER in aller Kürze auf zwei Seiten die Möglichkeit, Pronomenbewegung phonologisch als Klitisierung an C zu motivieren (S. 230–231). Dieser Gedanke erscheint mir jedoch zu wenig stichhaltig und zu knapp. Vielleicht hätte man lieber ganz auf die Diskussion von Pronomen verzichtet sollen, als diese nur kurz anzureißen, ohne auf die umfangreiche Literatur zu den syntaktischen Eigenschaften einzelner Pronomenklassen einzugehen (vergleiche hierzu zum Beispiel CARDINALETTI / STARKE 1996, LENERZ 1993, MÜLLER 2002).

Auch in seiner Kritik alternativer Erklärungsansätze zu Scrambling bleibt STRUCKMEIER oft sehr kurz und daher wirken manche seiner Argumente nicht überzeugend. Zum Beispiel

<sup>1</sup> PartP ist die Modalpartikel-Projektion.

erachtet er eine Erklärung von Scrambling als Basisgenerierung als unzureichend. Bei diesem Punkt sind mir jedoch nicht alle vorgetragenen Argumente gegen den Basisgenerierungsansatz klar. So meint STRUCKMEIER, dass Basisgenerierung alle Abfolgen gleich behandle, und daher problematische Konstituentenstrukturen wie [<sub>VP</sub> Objekt [<sub>VP</sub> Subjekt V]] erzeugt werden könnten (S. 42–45). FANSELOW (2003) zeigt aber, dass auch im Basisgenerierungsansatz solche Strukturen ausgeschlossen sind, da das externe Argument aufgrund von Selektionsbeschränkungen nicht mit V verkettet werden kann, worauf STRUCKMEIER leider nicht eingeht. An anderer Stelle holt der Autor meines Erachtens zu weit aus, beispielsweise wenn er in Abschnitt 4.4 ausführlich diskutiert, dass die von JACOBS (2001) vorgeschlagene Topik-Kommentar-Analyse sich nicht zur Erklärung von Scrambling im Deutschen eignet, wenngleich STRUCKMEIER selbst einräumt, dass JACOBS dies auch nie vorgeschlagen oder beabsichtigt hätte.

Ein weiteres Problem an STRUCKMEIERS vP-TP-Analyse, sofern ich diese richtig verstanden habe, sind bestimmte Abfolgen, die nicht überzeugend erklärt werden. Durch Scrambling von Subjekt, indirektem Objekt und direktem Objekt sollten sechs Abfolgen theoretisch möglich sein (vergleiche HAIDER 2010), doch typische Scrambling-Sätze wie etwa (2) a. stellen STRUCKMEIERS Analyse vor Probleme. Wenn man davon ausgeht, dass eine vP-Kopie in SpecTP und eine in der Basisposition existieren, ist mir nicht klar, wie eine solche Struktur im Rahmen der vP-TP-Analyse erklärt werden soll. Im Zusammenhang mit Elementen, die zwischen zwei Modalpartikeln auftreten, macht STRUCKMEIER den Vorschlag, dass die vP sukzessiv-zyklisch in den Spezifikator der Modalpartikel-Projektion (PartP) bewegt werden könnte, bevor sie weiter nach SpecTP bewegt wird (S. 180). Ich kann die Rettung des Satzes nur unter der Annahme einer solchen sukzessiv-zyklischen Bewegung wie in (2) b. dargestellt erkennen, was allerdings den Nachteil mit sich bringt, auch in Sätzen ohne overte Modalpartikel einen leeren funktionalen Kopf mit einem EPP-Merkmal annehmen zu müssen. Der noch gravierendere Nachteil, eine solche sukzessiv-zyklische Bewegung der vP anzunehmen, besteht in einem Antilokalitätsproblem (was STRUCKMEIER bei seinen Überlegungen auf S. 180 leider unerwähnt lässt): Bewegung der vP von der Komplementposition der PartP in ihre Spec-Position. Dabei hatten Überlegungen zur Vermeidung von Antilokalitätsproblemen die funktionale Partikelposition überhaupt so attraktiv gemacht (vergleiche S. 127). Alles in allem sehe ich daher keine gute Möglichkeit, eine Scrambling-Abfolge wie (2) a. mit STRUCKMEIERS Analyse technisch zu erzeugen.

- (2) a. ...dass das Buch dem Schüler wohl der Lehrer geben wollte.  
 b. ...dass [<sub>TP</sub> [<sub>VP</sub> ~~der Lehrer dem Schüler das Buch geben~~] [<sub>PartP</sub> [<sub>VP</sub> ~~der Lehrer dem Schüler das Buch geben~~] wohl [<sub>VP</sub> ~~der Lehrer dem Schüler das Buch geben~~]] wollte].

Ungeachtet dieser Kritik liegt die große Stärke von STRUCKMEIERS Analyse in dem Einbezug verschiedener Ebenen über die Kernsyntax hinaus. Ich glaube, dass dies genau der richtige Ansatz ist. Die Kernsyntax stellt durch die vP-TP-Bewegung theoretisch mögliche Abfolgen bereit und durch außersyntaktische Prinzipien werden diejenigen realisiert, die prosodisch wohlgeformt und informationsstrukturell geeignet sind. Auf der PF-Ebene beeinflussen Kriterien wie Hauptakzent oder Hutkontur die Auswahl der Kopien, die realisiert werden sollen. Darüber hinaus können aber auch Faktoren der Performanz einen Einfluss auf die letztendlich akzeptablen Abfolgen nehmen, vor allem das Prinzip, leichte vor schweren Konstituenten zu platzieren, welches STRUCKMEIER im Rahmen von HAWKINS' Ansatz diskutiert (vergleiche HAWKINS 1990). Eine nicht konvergierende Derivation würde zu einem ungrammatischen Satz führen, wohingegen Verletzungen der Regularitäten auf PF-Ebene oder der Performanz einen Satz lediglich weniger akzeptabel machen würden. So kann STRUCKMEIER mit seiner Analyse eine Erklärung anbieten, warum manche Abfolgen im Deutschen ungrammatisch sind, andere hingegen in gewissem Grade markiert und pragmatisch nicht immer passend, aber doch akzeptabel. Mir persönlich erscheint dieses Vorgehen herausragend, denn STRUCKMEIER unternimmt hier den anspruchsvollen Versuch, Sprache als Zusammenspiel von Kernsyntax, Semantik, PF und Performanz darzustellen. Selbst wenn manche Gedanken noch nicht zu Ende gedacht wirken, zum Beispiel der Einfluss der GRICE'schen Kommunikationsmaximen (S. 210; vergleiche GRICE 1975), so ist es meines Erachtens in höchst-

tem Maße begrüßenswert, dieses Zusammenspiel verschiedener Ebenen in einer syntaktischen Beschreibung zu berücksichtigen.

Das Lesevergnügen wird insgesamt leider getrübt durch zahlreiche Tipp- und Formatierungsfehler, die sowohl dem Autor als auch der Lektoren- und Herausgeberschaft entgangen zu sein scheinen und an manchen Stellen das nicht gerade preiswerte Buch wie eine erste Druckfahne erscheinen lassen. Vereinzelt Tippfehler kommen in jedem längeren Werk vor, doch sehe ich mich aufgrund der Menge an Formatierungsproblemen veranlasst, diesen Punkt hier anzusprechen. Mich irritierten am meisten die plötzlichen Zeilenumbrüche inmitten längerer Sätze, die dann einen neuen Absatz erzeugten und die Sätze somit unnatürlich auseinanderrissen (zum Beispiel S. 45, S. 51, S. 63, S. 66, S. 72). Überraschend war beim Lesen auch der unerwartete (und unmotivierte) Wechsel von einer Serifen-Schrift zu einer serifenlosen Schrift innerhalb eines längeren Satzes (S. 138). Als Beispiel für falsche Silbentrennungen mag das in Anbetracht der heutigen Internetkultur geradezu witzig wirkende „Argumen-trolle“ (S. 140) dienen. Lässt man den Blick dann noch durchs Literaturverzeichnis wandern, weil man vielleicht vergeblich im Text zitierte Quellen wie „Lerner 1999“ oder „Büring 2000“ (zitiert auf S. 84), „Müller 2002“ (zitiert auf S. 92) oder „Biberauer 2010a“ (zitiert auf S. 152) sucht, dann fallen auch hier Formatierungsfehler bis hin zu Variation in Zitierstil und Schriftgröße auf.

Mein Fazit fällt gemischt aus. So sehr ich den Versuch loben muss, Aspekte der Kernsyntax, Semantik, Prosodie und Performanz in einer theoretischen Beschreibung zu vereinen, so bleibt doch das Gefühl, dass STRUCKMEIERS Buch an manchen Stellen zu viel möchte und an anderen Stellen zu knapp bleibt.

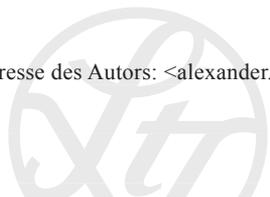
#### LITERATUR

- CARDINALETTI, ANNA / MICHAL STARKE (1996): Deficient pronouns: A view from Germanic. A study in the unified description of Germanic and Romance. In: THRÁINSSON, HÖSKULDUR / SAMUEL DAVID EPSTEIN / STEVE PETER (Hg.): Studies in Comparative Germanic Syntax. Volume 2. Dordrecht: Kluwer, 21–65.
- CHOMSKY, NOAM (2000): Minimalist inquiries: The framework. In: MARTIN, ROGER / DAVID MICHAELS / JUAN URIAGEREKA (Hg.): Step by step: Essays on minimalist syntax in honor of Howard Lasnik. Cambridge, MA: MIT Press, 89–155.
- CHOMSKY, NOAM (2001): Derivation by phase. In: KENSTOWICZ, MICHAEL (Hg.): Ken Hale: A life in language. Cambridge, MA: MIT Press, 1–52.
- CHOMSKY, NOAM (2004): Beyond explanatory adequacy. In: BELLETTI, ADRIANA (Hg.): Structures and beyond. Oxford: Oxford University Press, 104–131.
- CHOMSKY, NOAM (2008): On phases. In: FREIDIN, ROBERT / CARLOS P. OTERO / MARIA LUISA ZUBIZARRETA (Hg.): Foundational issues in linguistic theory. Cambridge, MA: MIT Press, 133–166.
- FANSELOW, GISBERT (2003): Free constituent order: A minimalist interface account. In: Folia Linguistica 37, 191–231.
- GRICE, HERBERT PAUL (1975): Logic and conversation. In: COLE, PETER / JERRY L. MORGAN (Hg.): Syntax and semantics. Volume 3. New York: Academic Press, 41–58.
- HAIDER, HUBERT (2010): The syntax of German. Cambridge: Cambridge University Press.
- HAWKINS, JOHN A. (1990): A parsing theory of word order universals. In: Linguistic Inquiry 21 (2), 223–261.
- JACOBS, JOACHIM (2001): The dimensions of topic-comment. In: Linguistics 39, 641–681.
- LENERZ, JÜRGEN (1993): Zu Syntax und Semantik deutscher Personalpronomina. In: REIS, MARGA (Hg.): Wortstellung und Informationsstruktur. Tübingen: Niemeyer, 117–153.
- MÜLLER, GEREON (2002): Harmonic alignment and the hierarchy of pronouns in German. In: SIMON, HORST / HEIKE WIESE (Hg.): Pronouns – Grammar and Representation. Amsterdam: Benjamins, 205–232.

Marburg

ALEXANDER DRÖGE

E-Mail-Adresse des Autors: <alexander.droege@staff.uni-marburg.de>



CLAUDIA TELSCHOW (2014): *Die Adjektiv-Adverb-Abgrenzung im Deutschen. Zu grundlegenden Problemen der Wortartenforschung*. Berlin/Boston: De Gruyter. 230 S. (Reihe Germanistische Linguistik. 299). € 99,95

CLAUDIA TELSCHOW greift mit der Adjektiv-Adverb-Abgrenzung einen notorischen Aspekt der Wortartenforschung heraus, der schon häufig Gegenstand linguistischer Diskussionen war mit einer Reihe verschiedener Ergebnisse, die von den Extremen der Annahme zweier grundsätzlich voneinander zu trennenden Wortarten bis hin zu der Annahme reicht, dass Adjektive und Adverbien eine Wortart bilden (zur ersten Position siehe zum Beispiel SCHMÖE 2002, zur zweiten Position siehe zum Beispiel ALEXIADOU 1997). Mit der Monographie soll nun ein Vorschlag für eine wissenschaftlich konsistente, auf rein syntaktischen Kriterien basierende Abgrenzung der beiden Wortarten unterbreitet werden.

Dabei erfolgt im ersten Teil der Monographie zunächst eine umfassende in dieser Form noch nicht vorliegende wissenschaftsgeschichtliche Aufarbeitung der Adjektiv-Adverb-Abgrenzung vom 16. bis 21. Jahrhundert, wobei – wie die Autorin selbst anmerkt – von einer Abgrenzungsproblematik erst ab dem 18. Jahrhundert gesprochen werden kann, da Adjektive bis dahin aufgrund ihres Flexionsverhaltens zu den Nomina gerechnet werden. Die Darstellung der Forschungsgeschichte erfolgt zum einen nach fünf verschiedenen herausgearbeiteten Positionen, die hinsichtlich der Trennung von Adverbien und Adjektiven vertreten werden, und zum anderen chronologisch innerhalb der einzelnen Positionen. Bei der Analyse der jeweiligen Literatur wird besonderes Augenmerk auf die gemeinhin vorherrschenden Kriterien zur Bestimmung von Wortarten (vor allem Semantik, Syntax, Morphologie) gelegt und Differenzen zwischen den Positionen werden auf eine unterschiedliche Gewichtung der Kriterien zurückgeführt. Als zentrales Problem der Wortartenforschung werden die Heterogenität der in vielen Ansätzen zugrunde gelegten Kriterien und die daraus resultierenden Widersprüche bzw. Unsicherheiten bei der Zuordnung herausgestellt. Heterogene Kriterien finden dennoch weite Anwendung, da kriterienreine Ansätze bisher keine handhabbare Abgrenzung ermöglichen (siehe zum Beispiel die syntaktische Klassifikation von BERGENHOLTZ/SCHAEDER 1977). Die dargelegte Kritik an heterogenen Ansätzen ist plausibel, jedoch stellt sich die Frage, was gegen einen heterogenen Ansatz spricht, bei dem die jeweiligen Kriterien präzise gewichtet bzw. hierarchisiert sind. Streng genommen operiert auch der im zweiten Teil entworfenen Lösungsvorschlag teilweise mit Kriterien, die zumindest in einem Bereich zwischen Morphologie und Syntax zu verorten sind.

Für die Konstituierung von Wortarten sind drei hierarchisierte Kriterien relevant: (i) die Distribution, (ii) das Aufweisen morphosyntaktischer Merkmale und (iii) das Zuweisen morphosyntaktischer Merkmale. Kriterium (i) betrifft die relative Position der fraglichen Elemente im Satz. Für die Abgrenzung von Adjektiven und Adverbien werden neun verschiedene Umgebungen definiert. Anschließend wird untersucht, welche Wörter in welchen Umgebungen auftreten können. Dabei ist es als problematisch zu werten, dass die Lexeme *schnell* und *sofort* vorab als typische Vertreter zweier Kategorien deklariert werden. Dies setzt voraus, dass sowohl die Wortart Adjektiv als auch die Wortart Adverb als distinkte Kategorien existieren und es bereits eine zumindest vorläufige Definition gibt, da ansonsten nicht klar ist, aus welchen Gründen *schnell* zu der einen und *sofort* zu der anderen Wortart gerechnet werden sollten – außer dass es in der Literatur typischerweise so gemacht wird. Die Annahme der Existenz typischer Vertreter einer Wortart setzt voraus, dass Wortarten (als Kategorien) in bestimmter Art und Weise strukturiert sind – es gibt typische und weniger typische Vertreter. Nach RAUH (2010) führt eine stringente Anwendung syntaktischer Kriterien jedoch dazu, dass die Mitglieder einer Kategorie über dieselben Eigenschaften verfügen. Wird zum Beispiel das distributionelle Kriterium konsequent angewandt, sollten alle Mitglieder einer Kategorie über dieselbe Distribution verfügen. Eine streng syntaktisch ermittelte Kategorie kann demnach eigentlich nicht prototypisch organisiert sein. Dass eine syntaktische Vorgehensweise hier nicht strikt eingehalten wurde, kann man unter anderem daran erkennen, dass nicht alle Verwendungsmöglichkeiten, sondern ausschließlich solche, die charakteristisch für *schnell* und *sofort* sind, in die Betrachtung einbezogen wurden (Fußnote 21, S. 89). So werden neun syntaktische Umgebungen vorgestellt, die für die Unterscheidung von

Adverbien und Adjektiven relevant seien. Unerwähnt bleibt hier, wie diese Umgebungen ermittelt wurden. Zu (ii) ist anzumerken, dass es nicht um die Fragen geht, ob das Wort overte Flexionsmorpheme aufweist oder flektierbar ist, sondern ob es in einer Position steht, in der es prinzipiell morphosyntaktische Merkmale aufweist. Das heißt, eigentlich beinhaltet Kriterium (ii) die Frage danach, ob das Element im Satz flektiert ist oder nicht. Einem Adjektiv wie *lila*, das gemeinhin als nicht flektierbar eingestuft wird (vergleiche zum Beispiel THIEROFF / VOGEL 2012: 53), werden aufgrund seiner Position im Satz (zum Beispiel *Ich sehe die lila Kuh*, S. 85) und der Tatsache, dass innerhalb von NPs eine Kongruenzforderung besteht, die morphosyntaktischen Merkmale Akkusativ, Singular, Femininum zugeschrieben. Das heißt, dass von einer flektierten Form ausgegangen wird, jedoch mit coverten Flexionsmorphemen. Somit wird ein vollständiges Flexionsparadigma für eigentlich nicht flektierbare Lexeme impliziert, das jedoch nur die Stammform des Lexems beinhaltet. Bei der Diskussion des Kriteriums (ii) wird vorausgesetzt, dass morphosyntaktische Markierung durch syntaktische Beziehungen motiviert ist. Die Eigenschaft, einen inhärenten Kasus tragen zu können (wie zum Beispiel prädikative (2) oder adverbiale Genitive (4), vergleiche PITTNER 2010), bleibt dabei unberücksichtigt. Als Test, um bei nicht vorhandener overter Flexion zu überprüfen, ob das fragliche Lexem morphosyntaktische Merkmale aufweist, wird ein Substitutionstest vorgeschlagen. Kann ein nicht overt markiertes Lexem durch ein overt markiertes ersetzt werden, gilt dies als Evidenz für das Vorhandensein morphosyntaktischer Merkmale in der jeweiligen Position. Dieser Test kommt in ähnlicher Form ebenfalls zum Tragen bei der Frage danach, ob ein Lexem morphosyntaktische Merkmale zuweisen kann (Kriterium (iii)). Es wird dafür argumentiert, dass *nach dem Abendessen* in *Er arbeitet nach dem Abendessen* (S. 87) nicht von *arbeiten* regiert wird, da neben weiteren PPs auch andere Elemente (zum Beispiel *immer*) an dieser Position stehen können. Bei Fällen von fakultativen Ergänzungen (*Er fährt das Auto* versus *Er fährt schnell*) stehen *schnell* und *das Auto* topologisch an der gleichen Position mit dem Unterschied, dass eines kasusmarkiert (= Argument) ist und das andere (= Adjunkt) nicht. Um zu begründen, dass *das Auto* morphosyntaktisch markiert ist und *schnell* nicht, müssen weitere Kriterien (Subkategorisierung, Rektion, Kongruenz) hinzugezogen werden. Ähnlich verhält es sich mit (1)–(4):

- (1) Hans lässt den Vogel [schnell] fliegen.
- (2) Hans lässt den Vogel [schweren Herzens] fliegen.
- (3) [Schnell] kommt der Mann.
- (4) [Eines Tages] kommt der Mann.

Die Phrasen *schnell* und *schweren Herzens* besetzen oberflächlich dieselbe Position im Satz, wobei die eine kasusmarkiert ist und die andere nicht. Wenn nun argumentiert wird, dass es sich in (2) um ein freies Prädikativ handelt (siehe S. 95 für die vergleichbare Umgebung e: [*Gesund*] *kommt der Mann*) und der Satz auf Umgebung d (*Der Mann ist...*) zurückgeführt wird, handelt es sich um eine inkonsequente Vorgehensweise, da die syntaktische Funktion als Abgrenzungskriterium explizit ausgeschlossen wird und andererseits das Kriterium der Distribution nicht stringent angewandt wird. Auch an anderen Stellen werden Kriterien miteinbezogen, die nicht als relevante Abgrenzungskriterien herausgestellt wurden: Aufgrund der Tatsache, dass Wörter wie *Lehrer* in Umgebung d (*Der Mann ist...*) zu komplexen Konstituenten erweitert werden können (*Der Mann ist ein guter Lehrer* (S. 93)), werden solche Wörter und Wörter wie *schnell* oder *schuld* als „verschiedenartig“ (S. 93) eingestuft. Dass auch *schnell* zu einer komplexen Konstituente (*Der Mann ist unglaublich schnell*) erweitert werden kann, bleibt unberücksichtigt. Ein anderer Fall ist das Auftreten von Wörtern wie *schnell* und *dort* in Kopulasätzen wie *Der Mann ist...* Für Wörter wie *schnell* gilt, dass sie in dieser Position über morphosyntaktische Merkmale verfügen, da sie durch kasusmarkierte NPs substituiert werden können. Wörter wie *dort* hingegen weisen keine morphosyntaktischen Merkmale auf, da es sich um eine andere Lesart des Kopulaverbs *sich befinden* handelt (= semantisches Kriterium). Dieser Argumentation ist zuzustimmen, allerdings erfolgt die Abgrenzung nicht allein über die drei zuvor definierten Kriterien bzw. es muss zunächst bestimmt werden, wann ein Element über morphosyntaktische Merkmale verfügt und wann nicht. Dies führt dazu, dass neben den drei Hauptkriterien weitere („Sub“)Kriterien

vonnöten sind. Die Kriterien (ii) und (iii) werden primär eingesetzt, um die durch die Distributionsanalyse konstituierten Klassen zu festigen und noch nicht eindeutige Fälle zu klären. Für Umgebung b (*Ich halte den Mann für ...*) wird dabei richtig angemerkt, dass es sich um eine Position handelt, in der prinzipiell eine morphosyntaktische Markierung vorliegt, jedoch handelt es sich bei diesem speziellen Fall nicht um eine vom Verb motivierte Kongruenzbeziehung, wie auch PITTNER (2010: 203) herausstellt. Weder das Verb noch die Präposition legen den Kasus oder die kategoriale Realisierungsform des Prädikativs fest. So finden sich als Prädikativ AdjPs, AdvPs oder NPs mit unterschiedlichen morphosyntaktischen Ausprägungen bzw. ohne jegliche overte morphosyntaktische Markierung:

- (5) Hans hält Erna für [schnell].
- (6) Hans hält Ernas Bemühungen für [vergebens].
- (7) Hans hält Erna für [eine Lügnerin].
- (8) Hans hält Erna für [jüdischen Ursprungs].

Da insbesondere auch Adverbien in dieser Position auftreten können (6), ist fraglich, ob tatsächlich alle Phrasen, die in der Position auftreten können, morphosyntaktische Markierungen aufweisen. Möchte man dem Adverb kein vollständiges Flexionsparadigma, das lediglich eine Form enthält, zuschreiben, muss man davon ausgehen, dass dies eine Position ist, in der nicht alle Elemente per se kasusmarkiert sind, nur weil sie durch kasusmarkierte Elemente substituiert werden können. Wenn das Wort *schnell* in (5) als morphosyntaktisch markiert beschrieben wird, ist jedoch zumindest unklar, welche grammatischen Kategorien ausgedrückt werden und warum diese bei Adjektiven in dieser Position nicht overt markiert werden. Kriterium (iii), welches nicht als konstitutiv für die Etablierung von Adjektiven und Adverbien verstanden wird, liefert einen guten Hinweis darauf, dass attributive und prädikative Adjektive sich ähnlich verhalten. Zwar tragen prädikative Adjektive keine overten Flexionsmorpheme, aber sie haben in dieser Position ebenso wie in der attributiven Position die Fähigkeit, Komplemente zu sich zu nehmen, was in der adverbialen Stellung nicht der Fall ist. Für eine Reihe von Wörtern muss eine Mehrfachkategorisierung vorgenommen werden, da die Auffassung vertreten wird, dass Lexeme wie *schnell*, *schön* oder *laut* in Umgebung e (*... kommt der Mann*) Adverbien sind, während sie in Umgebung a (*der ... Mann*) Adjektive sind. Um diese Mehrfachkategorisierung zu erklären, wird ein Lexikonmodell entworfen, in welchem die Idee, bei der Wortartenkategorisierung zwei Ebenen (syntaktisch versus lexikalisch) zu unterscheiden, ausgearbeitet wird. Dabei übernimmt TELSCHOW einen lexikalistischen Ansatz zur Lexikonkonzeption, bei dem Wortbildung dem Lexikon und Flexion dem grammatischen System zugeordnet wird. Lexikalische Einheiten können dann entweder als Basis von Einsetzungsregeln in syntaktische Strukturen überführt werden oder zunächst Gegenstand der Anwendung von Wortbildungsregeln sein. Das grammatische System umfasst allgemeine Regeln und zu ihm gehören neben der Flexion die Syntax, die Phonologie, die Semantik und die Graphematik. Innerhalb dieses Modells gibt es nun die Möglichkeit, Wortarten im Bereich des Lexikons (= lexikalisch) und im Bereich der Grammatik (= syntaktisch) zuzuweisen. Die sich daraus ergebenden lexikalischen und syntaktischen Wortarten sind nicht mit denen von RAUH (2010) zu vergleichen, welche sich prinzipiell über die Anwendung verschiedener Kriterien ergeben, und im Unterschied zu dem hier vertretenen Ansatz können für die lexikalischen Wortarten (= Wortkategorien bei TELSCHOW) bei RAUH (2010) konkrete (wenn auch heterogene) Kriterien zur Kategorisierung angeführt werden. TELSCHOW führt aus, dass „die Festlegung der Wortkategorie eine Analyse des gesamten Verwendungsspektrums voraussetzt und eine derartige Analyse Gegenstand der Wortartenzuordnung auf syntaktischer Ebene ist“ (S. 163).<sup>1</sup> Mit dem von ihr ausgearbeiteten System können demnach keine Wortkategorien ermittelt werden, sondern lediglich syntaktische Wortarten, welche TELSCHOW als lexikalische Kategorien bezeichnet – problematisch ist nun, dass letztere ebenfalls nicht den Ausgangspunkt

<sup>1</sup> Das hier beschriebene Modell ist damit zirkulär: Einerseits bildet das Lexikon die Grundlage für das grammatische System, andererseits können den Einheiten des Lexikons erst auf Basis der Analyse des grammatischen Systems Wortkategorien zugeordnet werden.

für TELSCHOWS Wortartenklassifikation bilden. Vielmehr sollen syntaktische Wörter klassifiziert werden, worunter zwar „eine im Satz vorkommende Grundeinheit“ (S. 77) verstanden wird, welche jedoch „durch eine oder mehrere formale Ausprägung(en) im Satz repräsentiert werden kann“ (S. 77). Inwiefern sich das syntaktische Wort von einem Lexem unterscheidet, welches gerade nicht den Ausgangspunkt für die Wortartenklassifikation bilden soll, ist unklar. Mit TELSCHOWS Ansatz werden weder Grundeinheiten des Lexikons noch Grundeinheiten des grammatischen Systems bestimmt, sondern vielmehr eine dritte Größe, von der weitgehend unklar ist, worauf sie sich bezieht.

Der erarbeitete Ansatz wird abschließend auf seine Tauglichkeit geprüft, indem eine Reihe von Fällen diskutiert wird, bei denen gängige Kategorisierungsansätze auf Probleme gestoßen sind. Dazu gehören unter anderem *-weise*-Ableitungen, die häufig als prototypische Adverbien beschrieben werden und dennoch als pränominale Attribute auftreten können. Im Rahmen des Ansatzes von TELSCHOW können Lexeme wie *schrittweise* im Lexikon als Adverbien gespeichert sein, welche in der Syntax dann entweder als Adverbien oder nach einem Konversionsprozess als Adjektive eingesetzt werden können. Insgesamt zeigt sich, dass der dargestellte Ansatz in der praktischen Anwendung durchaus in der Lage ist, eine Lösung für solche Problemfälle zu bieten.

#### LITERATUR

- ALEXIADOU, ARTEMIS (1997): *Adverb Placement: a case study in antisymmetric syntax*. Amsterdam: Benjamins (Linguistik Aktuell/Linguistics Today. 18).
- BERGENHOLTZ, HENNING / BURKHARD SCHAEFER (1977): *Die Wortarten des Deutschen. Versuch einer syntaktisch orientierten Klassifikation*. Stuttgart: Klett.
- PITTMER, KARIN (2010): *Prädikative Genitive – ein vernachlässigtes Kapitel der Grammatikschreibung*. In: *Deutsche Sprache* 38 (3), 193–209.
- RAUH, GISA (2010): *Syntactic Categories. Their Identification and Description in Linguistic Theories*. Oxford: Oxford University Press (Oxford Surveys in Syntax & Morphology).
- SCHMÖE, FRIEDERIKE (2002): *Die deutschen Adverbien als Wortklasse*. [Unveröffentlichte Habilitationsschrift].
- THIEROFF, ROLF / PETRA VOGEL (2012): *Flexion. Zweite, aktualisierte Auflage*. Heidelberg: Winter (Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik. 7).

Berlin

DANIELA ELSNER

E-Mail-Adresse der Autorin: <daniela.elsner@fu-berlin.de>

Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonensiedlungen. 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Von den HerausgeberInnen und AutorInnen ULRICH AMMON, HANS BICKEL und ALEXANDRA N. LENZ sowie den AutorInnen JULIANE FINK, ANDREAS GELLAN, LORENZ HOFER, KARINA SCHNEIDER-WIEJOWSKI und SANDRA SUTER. Unter Mitarbeit von JAKOB EBNER, MANFRED M. GLAUNINGER, ANDREA KLEENE sowie MATEJ ĐURČO, SARA HÄGI, JÖRG KLINNER, IOAN LĂZĂRESCU, MARIE-ANNE MORAND, GUDRUN SALAMON, JOACHIM STEFFEN, HEIDI SUTER und BERTOLD WÖSS. Berlin/Boston: De Gruyter (2016). LXXVIII, 916 S. € 99,95

Im Herbst 2016 ist, zwölf Jahre nach der Erstauflage, die zweite, komplett überarbeitete und erweiterte Auflage des „Variantenwörterbuch des Deutschen“ (fortan: VWB) erschienen. In KLEINER (2006) hatte ich Gelegenheit, die Erstauflage zu rezensieren; das Fazit war damals insgesamt – trotz Detailkritik – sehr positiv, zumal das Buch mit seiner umfassenden Dokumentation der regional differierenden Lexik der deutschen Standardsprache eine klaffende Lücke im Kanon der deutschen Wörterbücher geschlossen hatte. Natürlich steht darum in dieser Rezension

der Vergleich der beiden Auflagen, besonders auch im Hinblick auf die seinerzeit geäußerten Kritikpunkte, im Vordergrund.

Zunächst zu den systematischen Veränderungen: Insgesamt wurden 2 500 neue Lemmata aufgenommen, allerdings wurden auch 1 700 bestehende gestrichen. Gründe für Streichungen waren zum Teil eine festgestellte Gebrauchsausweitung der entsprechenden Lexeme auf das gesamte Sprachgebiet, zum Teil eine Neubewertung als nicht (mehr) der Standardsprache zugehörig. Ein großer Teil entfällt aber auch auf die komplett dem Rotstift zum Opfer gefallen Namenartikel, was sowohl die regionaltypischen Vornamen wie *Reto*, *Beat*, *Fiete* oder *Helge* betrifft, aber auch die in Zeitungen häufig zu findenden metonymischen Städtebezeichnungen wie *Aare-*, *Donau-*, *Spree-* oder *Goethestadt*. Zusätzliche Straffungen innerhalb verschiedener Artikel bewirken, dass der Umfang des Wörterbuchteils der Neuauflage mit 857 Seiten letztendlich sogar um 60 gesunken ist.

Unter den Neuaufnahmen im Lemmabestand entstammen insgesamt 162 den drei neu einbezogenen „Viertelzentren des Deutschen“ (S. XVI) Rumänien, Namibia und den Mennonitenkolonien in Mexiko, alles Regionen, „wo Deutsch keine Amtssprache ist, aber dennoch spezifisch standarddeutsche Formen entstanden sind“ (S. XL).

Die größten inhaltlichen Veränderungen betreffen jedoch nicht den Lemmabestand an sich, sondern die Belegstellen für diese in den Korpora (die ganz überwiegend aus Tageszeitungen stammen). Sie wurden in den allermeisten Fällen aktualisiert, wobei, im Gegensatz zur Vorgängerauflage, auch darauf geachtet wurde, Belege aus (in Süddeutschland oder Österreich häufig dialektgeprägter) wörtlicher Rede oder in Anführungszeichen (die eine Non-Standard-Markierung des Schreibers darstellen können) so gut wie möglich zu vermeiden. Auch die Definition (und praktische Umsetzung) dessen, was als „Grenzfall des Standards“ bezeichnet wird, hat sich präzisiert. So sind die vormalig noch solcherart klassifizierten *Paukerei*, *Büffelei* und *sich schleichen* jetzt sinnvollerweise nur mehr als „salopp“ markiert.

In all den bisher genannten Punkten hebt sich die Neuauflage positiv von ihrer Vorgängerin ab. Dieser gute Eindruck wird allerdings getrübt, sobald man im Vorwort die Liste der MitarbeiterInnen entdeckt, die in den drei Arbeitsstellen „[u]nschätzbare Hilfe bei der Korpusanalyse“ (S. X) geleistet haben, denn dort sind für Österreich 24, für die Schweiz immerhin noch acht, aber für den bundesdeutschen Teil nur drei Namen genannt. Auch wenn diese Zahlen vermutlich nicht 1:1 auf in die Überarbeitung der jeweiligen Regionalteile investierte Arbeitszeit umgerechnet werden können, drängt sich bereits hier der Verdacht auf, dass die seinerzeit von mir geäußerte Kritik „dass nicht für das ganze Sprachgebiet die gleiche Messlatte angelegt bzw. mit der gleichen Intensität nach sprachlichen Regionalspezifika gesucht worden ist“ (KLEINER 2006: 113), auch auf die Neuauflage zutreffen könnte. Auch die regionale Grobgliederung Deutschlands in nur sechs Sektoren wurde beibehalten und damit einhergehend bleibt auch die Diskrepanz, dass der Sektor D-südost zwar mit Bayern gleichgesetzt wird, aber auf der unverändert abgedruckten Karte (S. LIII) das westliche Mittelfranken und Bayerisch-Schwaben eindeutig zu „D-südwest“ geschlagen werden. Wie gehabt ist auch für den Südwesten Deutschlands kein eigener Regionalexperte aufgeführt (auch in der Autorschaft sehe ich niemanden, der/die zum Beispiel für die Randbereiche dieses Raums kompetent sein dürfte) und für Bayern sind nur für den altbayerischen Raum ausgewiesene Experten genannt.

Die regionale Abdeckung durch das Zeitungskorpus hat sich im Vergleich zur Erstauflage insgesamt zwar klar verbessert, weil in Deutschland über 65 Zeitungen mehr einbezogen wurden, darunter auch zahlreiche ausgesprochene Regionalzeitungen (davon neun in Baden-Württemberg, sieben in Bayern), aber zum Beispiel das Allgäu fehlt komplett und auch die den Zentralraum und den Norden Bayerisch-Schwabens abdeckende „Augsburger Allgemeine“ wurde offensichtlich so gut wie nicht mehr für die Neuauflage konsultiert (die aus ihr zitierten Belegstellen sind von 30 auf lediglich eine geschrumpft). Zusammen mit der methodischen Entscheidung, sich für die Neuauflage ganz auf Zeitungen als Quellenmaterial zu beschränken (S. 859) und nicht mehr, wie vormalig, unter anderem Sachtexte (insbesondere regionale Kochbücher) oder Belletristik (man denke, fürs Allgäu, an die Kluftinger-Krimis) einzubeziehen, wurden so die Möglichkeiten, bisher nicht verzeichnete regionale Standardlexik in Deutschland überhaupt erst zu detektieren, stark

beschnitten. Die Folge ist, dass etwa das ganze Allgäu und weite Teile Bayerisch-Schwabens für das VWB Terra incognita bleiben. So fehlen leider, trotz der expliziten Nennung in KLEINER (2006), weiterhin sowohl der *Viehscheid*, die im ganzen Allgäu übliche, quasi offizielle Bezeichnung für den (bereits in der ersten Auflage gebuchten) *Almabtrieb*, als auch die auf jeder regionalen Speisekarte zu findenden *Krautkrapfen* und *Schupfnudeln* sowie das *Preisschafkopfen* im VWB, was nicht nur auf einen Mangel an regionaler Expertise, sondern auch auf ein – immer noch – zu lückenhaftes Korpus zurückzuführen ist. Auch das *Funkenfeuer* oder der *Zwetschgen-* und die *Reiberdatschi* sind nicht gebucht und andere, zum Beispiel für A-west gebuchte Lemmata wie *Funkensomtag* oder *Schübling*, sind eben auch in den angrenzenden Regionen von Deutschland übliche Varianten des Gebrauchsstandards (aber eben nur in kleinen Teilen der viel zu groß und unspezifisch geratenen D-südost und D-südwest).

Auch über diese Region – die exemplarisch herausgegriffen wurde, weil sie dem Rezensenten aufgrund seiner Herkunft besonders nahe liegt – hinausgehend wurden Varianten „übersehen“. Neben dem für A, LIE gebuchten *Parteienverkehr* ist in D-südost der *Parteiverkehr* das, was andernorts in D als *Publikumsverkehr* bezeichnet wird. Für die Ferien im Spätwinter werden für je verschiedene Regionen *Zeugnis-*, *Energie-*, *Sport-*, *Semester-* und *Fasnachtsferien* verzeichnet, da wundert es einen, dass die in D-südost gebräuchliche Bezeichnung *Faschingsferien* (oder auch nur die Variante *Fasnachtsferien*) nicht genannt wird. In der Amtssprache des Bildungsbereichs in Bayern völlig geläufige und für dieses Bundesland mehr oder weniger spezifische Bezeichnungen wie *Unterschleif* (vergleiche <<http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-5/f14/>>; Stand: 27.06.2017) oder *Extemporale* (vergleiche <<http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-5/f11a-b/>>; Stand: 27.06.2017) fehlen ganz. Als Bezeichnung für den *Schluckauf* wird für D-südost ausschließlich *Hetscher* gebucht, tatsächlich ist der aber nur in Mittelfranken gebräuchlich (vergleiche <<http://www.atlas-alltagssprache.de/r10-f3c/>>; Stand: 27.06.2017), der in Altbayern übliche *Schnackler* ist hingegen nicht verzeichnet. (Auch an diesem Beispiel zeigt sich, dass die Rubrik „D-südost“ in manchen Fällen regionale Subdifferenzierungen zur Präzisierung nötig hätte.) Beim für Österreich und die Schweiz gebuchten *Freifach* fehlt ein Verweis auf die – auf jeden Fall in Teilen Deutschlands – für dasselbe Konzept übliche Bezeichnung *Wahlfach*. Auch die Käsezubereitung *Obazda*, die es nicht nur in lokalen Käsetheken, sondern mittlerweile auch mit entsprechender Verpackungsaufschrift im Kühlregal zu kaufen gibt, findet sich nicht im VWB.

Von der an sich begrüßenswerten Erweiterung um die drei Viertelzentren sind insbesondere die Angaben zu den Varianten der Mennonitensiedlungen, die – im Gegensatz zu allen anderen „Voll-“, „Halb-“ und „Viertelzentren“ – kein geschlossenes Areal bilden, sondern auf Sprachinseln in englisch-, spanisch- und portugiesischer Umgebung verteilt sind (vergleiche Karte auf S. XL), teilweise irritierend. Das VWB beschränkt sich allerdings auf die Mennonitensiedlungen in Mexiko, und es wird ausgeführt: „Jedoch darf angenommen werden, dass diese weitgehend übereinstimmen mit den Wortschatzbesonderheiten vieler anderer Mennonitenkolonien in verschiedenen Staaten des amerikanischen Kontinents.“ (S. LXII). Wenn man allerdings Belege anschaut wie *Diputado* ‘Abgeordnete’, *Prepa* ‘Gymnasium, AHS ...’, *Sekundaria* ‘Mittelschule, Sekundarschule ...’, *Estado* ‘Bundesland, Kanton ...’, *Föederal-Polizist* („aus span. *policia federal*“: ‚Mitglied einer überregionale [sic!] Einheit der Polizei Mexikos‘“, S. 246), darf bezweifelt werden, dass diese Annahme zutrifft.

Dass das VWB es also einerseits schafft, die Standardvarianten der Mennoniten in Mexiko neu aufzunehmen, während andererseits für Deutschland weiterhin in Kauf genommen wird, dass ganze Regionen mangels Korpusabdeckung und Expertise mehr oder weniger unter den Tisch fallen und weiterhin eine erhebliche Zahl an unnötigen lexikalischen Lücken besteht, ist für den Rezensenten, gerade weil bereits in KLEINER (2006) ausdrücklich auf diese Schwächen hingewiesen wurde, eine Enttäuschung. Hier wurden meines Erachtens Prioritäten falsch gesetzt.

Die Einleitungskapitel des VWB (S. XII–LXXVIII) sind insgesamt von ähnlichem Umfang wie in der ersten Auflage. Abgesehen von dem Abschnitt, in dem die Neuerungen erläutert werden (S. XII–XVII), und der Tilgung der vormaligen neun Druckseiten umfassenden Tabelle zur Genusvariation (die betreffenden Informationen finden sich ohnehin in den entsprechenden Wortartikeln) sind sonst überwiegend nur punktuell vor allem Streichungen bzw. Ergänzungen

vorgenommen worden, während der Ursprungstext weitgehend erhalten blieb. Leider muss auch in dieser Rezension erneut etwas ausführlicher auf die Angaben zur Aussprache (S. LIV–LXXIII) eingegangen werden, denn überraschenderweise wurde hier nur teilweise verbessert und auf einen aktuellen Stand gebracht, vielmehr sind an manchen Stellen sogar Verschlechterungen im Vergleich zur Erstauflage zu verzeichnen. So wird neuerdings in der Tabelle zur Erläuterung der Lautschriftzeichen (S. XXVIII–XXXII) für alle Kurzvokale eine von der offenen Vokalartikulation abweichende Realisierung nur mehr für Österreich behauptet – zum Beispiel für /y/ „in A seltener, da hier der kurze ü-Laut häufiger geschlossen artikuliert wird“ (S. XXX), wo vormalig, richtigerweise, immerhin auch die Schweiz miteinbezogen wurde, wo diese Varianten ebenfalls häufig sind. Es ist auch mitnichten so, dass die „Kurzvokale *i, ü, u* [...] in Deutschland immer offen ausgesprochen [werden]“, denn insbesondere in dessen Südwesten herrschen diesbezüglich vielfach ähnliche Verhältnisse wie in Österreich und der Schweiz. Die in diesem Abschnitt zu findenden Ungenauigkeiten hätten vermieden werden können, wenn die mittlerweile erschienenen Forschungsergebnisse in diesem Bereich angemessen berücksichtigt worden wären. Aussagen wie – zur Aussprache von <-ig> – „in Österreich ist [-iç] im Gebrauchsstandard unüblich“ (S. LXX), – zu <Ch-> in *Chemie, China* – „In der Mitte Deutschlands ist die Aussprache hier im Gebrauchsstandard wie bei *sch-*“ (S. LXX), obwohl diese Variante auch in Norddeutschland häufig ist, oder dass französische Fremdwörter wie *Beton, Salon* usw. nur im „nördliche[n] Deutschland“ (S. LXXII) mit Velarnasal gesprochen würden, hätten zum Beispiel durch Konsultation der entsprechenden Karten des AADG vermieden bzw. präzisiert werden können. Dass die beiden von mir seinerzeit schon aufs Korn genommenen Beispiele zur *g*-Spirantisierung, *Burg* und *Talg*, immer noch falsch als „[bu:rx]“ und „[talx]“ (mit Velarfrikativ, die falsche Länge wurde nur bei *Talg* gestrichen; beide Wörter sind immer noch nicht als Objektsprache kursiv gesetzt) als im Norddeutschen übliche Formen des Gebrauchsstandards genannt werden, steht leider sinnbildlich für die Qualität der Überarbeitung dieses Abschnitts. Schließlich fragt man sich auch, warum in einem der Deskriptivität verpflichteten Werk (neu hinzugekommene!) Formulierungen wie „In der Schweiz sind daneben auch Realisierungen mit geschlossenem Vokal zulässig.“ (S. LXVIII) oder, zur Aussprache von <qu>, „während in der Schweiz auch die Variante [kø] korrekt ist“ (S. LXXI) verwendet werden.

Darüber hinaus finden sich auch in den Wortartikeln zu einigen Stichwörtern wie *erst, rösten* oder *Pkw* Behauptungen zur Aussprache (vor allem zu Vokalquantität bzw. Wortakzent), die nicht zur Gänze zuverlässig sind.

Zu diesen Schwächen im Detail passt, dass sich zwar die 2015 erschienene 7. Auflage des Aussprache-DUDEN im Literaturverzeichnis findet, ausdrücklich auch mit der Aussage, dass die Transkriptionen für die nationalen Varianten Deutschlands „nach Duden“ (S. XXVIII) vorgenommen wurden, aber dass offensichtlich dessen erheblich veränderter Inhalt (Hinwendung zur Deskriptivität, Aufnahme zahlreicher nationaler und regionaler Varianten, systematische Veränderungen bei den Lautschriftzeichen) nicht zur Kenntnis genommen wurde. Stattdessen wird weiterhin die Verbreitung einer „Idealnorm“ durch das DUDEN-Aussprachewörterbuch unterstellt (S. XXVIII, S. LXIV) und die Transkriptionskonventionen basieren ganz klar auf der Vorgängerauflage. (Unter anderem erkennbar an dem in DUDEN 6 (2005) noch gebräuchlichen Diakritikum „◌̣“ zur Diphthong- und Affrikatenmarkierung.)

Zu mehr als 60 Einträgen findet sich neuerdings eine Formulierung wie bei *Karnickel* „In A und CH gebräuchlich, aber mit D assoziiert“ (S. 371). Es wäre interessant gewesen zu erfahren, welche Bedingungen für diese Klassifizierung erfüllt sein mussten, ob zum Beispiel rein die Frequenzverhältnisse in den Korpora oder auch persönliche Einschätzungen der Experten ausschlaggebend waren. Überhaupt erfährt man im VWB, trotz des jetzt streng zeitungskorpusbasierten Ansatzes, leider nichts zu den tatsächlichen relativen Beleghäufigkeiten im Korpus. Als Süddeutscher zweifelt man zum Beispiel daran, dass ein Wort wie *doll* gemäß VWB offenbar in ganz Deutschland gleichermaßen gebräuchlich sein soll. Eine Prüfung im DeReKo ergibt hier deutliche Frequenzunterschiede zwischen den Zeitungen, erwartungsgemäß kommen die „Hamburger Morgenpost“ oder der in Neubrandenburg erscheinende „Nordkurier“ auf Werte, die ein Mehrfaches über denen der „Nürnberger Nachrichten“ liegen.

Das Fazit dieser Rezension ist, leider, ein zwiespältiges. Einerseits wurden im VWB systematische Verbesserungen vorgenommen, wozu vor allem die Streichung der Namenartikel, die Neuaufnahme der Viertelzentren, die Aktualisierung der meisten Korpusbelege und die Aufnahme von zahlreichen neuen Stichwörtern gehören. Andererseits ist die Beschreibung der regionalen Standardausssprache weiterhin von Ungenauigkeiten geprägt; hier hat man sich zu wenig Mühe gegeben, den aktuellen Forschungs- und Dokumentationsstand angemessen zu repräsentieren. Zugegeben: Aussprachevariation ist nur ein Randthema im VWB und die Einleitung wird von den Nutzern nur vergleichsweise selten nicht rezipiert. Schwerer ins Gewicht fällt allerdings das, trotz einiger Verbesserungen, weiterhin für Deutschland regional zu grobmaschige Korpus sowie dessen – für die Neuauflage eingeführte – Beschränkung auf Zeitungen als Quellenmaterial, was letztlich dazu führt, dass regionale Lexik, vor allem aus bestimmten Landstrichen Deutschlands, entweder undokumentiert bleibt oder der regionale Geltungsbereich bereits gebuchter Varianten teilweise nicht ausreichend beschrieben ist.

## LITERATUR

- KLEINER, STEFAN (2006): Rezension zu: Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Von ULRICH AMMON, HANS BICKEL, JAKOB EBNER, RUTH ESTERHAMMER, MARKUS GASSER, LORENZ HOFER, BIRTE KELLERMEIER-REHBEIN, HEINRICH LÖFFLER, DORIS MANGOTT, HANS MOSER, ROBERT SCHLÄPFER †, MICHAEL SCHLOSSMACHER, REGULA SCHMIDLIN, GÜNTER VALLASTER. Unter Mitarbeit von RHEA KYVELOS, REGULA NYFFENEGGER, THOMAS OEHLER. Berlin: De Gruyter. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 73 (1), 112–116.
- AADG = KLEINER, STEFAN (2011 ff.): Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards (AADG). Unter Mitarbeit von RALF KNÖBL. URL: <http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/>; Stand: 27.06.2017.
- DUDEN 6 (2005) = DUDEN (2005): Aussprachewörterbuch. 6., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Bearbeitet von MAX MANGOLD in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Mannheim [u. a.]: Dudenverlag (Duden. 6).
- DUDEN 6 (2015) = DUDEN (2015): Das Aussprachewörterbuch. 7., komplett überarbeitete und aktualisierte Auflage. Bearbeitet von STEFAN KLEINER, RALF KNÖBL und MAX MANGOLD (†) in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Berlin: Dudenverlag (Duden. 6).

Mannheim

STEFAN KLEINER

E-Mail-Adresse des Autors: &lt;kleiner@ids-mannheim.de&gt;

